Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechsundsechzigster Band.

Der Schmuck. Dritter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Der Schmuck.

Denn giebt es wohl auf Erden
ein Kleinod, das köstlicher wäre,
als die Seele eines Menschen!
Goldsmith.

Vierundzwanzigster Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 8. Februar 18—.

Meine innigstgeliebte Mutter!

Dein letzteres Schreiben vom 20. Januar hatte ich bereits früher schon in einem kleinen Briefe beantwortet, den ich jedoch nicht absendete, weil ich beim Durchlesen fand, daß er die Farbe einer düstern Stimmung trug. Wenn ich aber an Dich schreibe, Du theure Mutter! dann muß mein Herz wie mein Auge klar sein, denn Du verdienst es wohl, daß man sich Deiner mit heiterer Seele erfreue. Du bist so gut! — Wie fühle ich mich doch oft so gerührt und beschämt, wenn ich lese und bedenke, wie Deine einfache Ansicht aller Lebensverhältnisse Dich so sicher leitet, wie gelassen Du den Weg Deiner Pflicht gehst und Dich still und getrost auf Deinen Gott verläßt, der auch wirklich der Deine ist, und nicht wie bei so vielen Menschen ein Wesen, was im zweifelhaften Schimmer in einer für Ihr kleinliches Streben unerreichbaren Höhe schwebt. Dein Friede wohnt Dir im Herzen, und Dein Glaube ist Deines Lebens Ruh. — Meine gute Mutter, es kommen jetzt zuweilen Stunden, o zürne mir nicht, geliebter Schatten meines Vaters! wo

ich ungewiß bin, ob es nicht besser für mich gewesen, wenn Du mich in diesem Deinem Geiste erziehen dürfen? wo ich mich frage, ob des Wissens Gut nicht mit dem Glück des Herzens gezahlt werde? ob ein Mädchen sich Mehreres erwerben dürfe, als Liebe und Wohlwollen? — Ich fühle mich manchmal sehr einsam. Als der Vater noch lebte, da schien mir meine Bestimmung erreicht, wenn ich ihm durch meine Fortschritte Freude machte; jetzt kommt es mir vor, als hätte er mich auf einer öden Höhe allein gelassen. —

Nun, wenn er, der nun im Himmel ist, mich über die Sphäre meines Geschlechts erhoben hat, so will ich die Wolken des Lebens unter mir hinziehen lassen, und nicht in Trübsinn versinken. Vergieb mir, liebe Mutter! Es war mir ein trüber Augenblick; den Brief aber will ich dessenungeachtet fortschicken, sonst erhältst Du am Ende noch lange keine Antwort. —

Hier ist, aller glänzenden Außenseite ungeachtet, Niemand eigentlich glücklich. Wenn ich es recht betrachte, so erscheint mir Madame Adoly im Vorzug, trotz Ihrer gekränkten Lage, und mir däucht, die alte, stubensieche Seefahrerin genieße einer besseren Zufriedenheit als alle Andern im ganzen Hause, obgleich sie jedes Lebensgenusses ermangelt. — Der Umgang mit Beiden ist mir so lehrreich als schätzbar, wenn ich ihm auch nur selten einige Stunden widmen kann, da die Verhältnisse der Familie und meine Stellung in derselben, öftere Absonderungen nicht gestatten. Doch kommt es vor, daß ich mich von den gesellschaftlichen Freuden, bei denen Frau von Adoly präsidirt, in dem stillen Zimmer der Geschiedenen erholen muß, und — wenn ich, wie jener junge Mensch einst sagte, ein Vergnügen ausgestanden habe, mir mit dem Gefühl der Beschwichtigung,

die Großtante von den Stürmen ihres Lebens erzählen lasse. —

Gestern war ich bei Madame Adoly. Sie hatte einen Brief von ihrem Sohne erhalten, der auf Ostern hier einzutreffen gedenkt, und — wenn widrige Umstände es nicht verhindern, seinen Freund mitbringen will. — Lächle nur, mein Mütterchen, wie so plötzlich mir der Gedanke kam, dieser Freund könnte unser Fiorde sein! — Sein Name ward nicht genannt, und eine mir ganz unerklärliche Scheu hielt mich ab, danach zu fragen.

„Ich sollte mich nun freuen,“ sagte Madame Adoly, „aber ich sehe voraus, wie es kommen wird, wenn Eugen kommt, so daß ich mich eher rüsten möchte und gefaßt halten.“

„Es ist doch Ihr Sohn!“ wagte ich zu erwiedern. Die Augen der Madame Adoly füllten sich mit Thränen. „Ich empfinde es mit dem Vollgefühl einer Mutter!“ sagte sie bewegt. „Das Herz meines Sohnes ist vortrefflich und kindlich,“ setzte sie hinzu, „aber es ist ein männliches, und als solches nicht durchaus fest gegen weibliche Angriffe, zumal wenn sie anhaltend sind. Man hat Alles gethan, ihn von mir abzuziehen.“

Das dürfte nicht gelingen, rief ich empört, niemals! Wer vermöchte das? einer Mutter Recht ist geheiliget durch die Natur; sie allein von allen Ansprüchen der Liebe hat den untheilbarsten.

Madame Adoly lächelte schmerzlich. „So scheint es —“ sagte sie, „aber es kann auch anders sein, und ich habe es erfahren. Doch wissen Sie, mein gutes Kind, wie ich es ansehe. Wo Haß oder Selbstsucht scheidend gewesen, da hat Gott gewiß für eine untrennbare Beziehung gesorgt.

Merken Sie einmal auf! Sie finden solch ein Bindemittel überall, wo Menschen sich entschieden von einander abgewendet haben, ein Beweis, daß Gott die Trennung der Seinen nicht will, sondern das Band der Liebe! — So wenigstens löse ich mir das Räthsel auf, daß mein Sohn so innig an einer Frau hängt, die seiner Mutter das Herz zerrissen! —" Die unglückliche Frau sprach diese Worte mit ersichtlichem Schmerze.

Und welcher Mutter! rief ich ergriffen, wie ist dies möglich?

„Das Geheimniß der Zuneigung läßt kein Erstaunen über irgend ein Wunder zu," antwortete sie.

Als wir etwas ruhiger über die nächste Zukunft sprachen, sagte Madame Adolph: „Welche Pläne werden nun entworfen werden! ich kenne das. An mich denkt Niemand dabei, mich hält man gänzlich für beseitiget. — Aber regen sie ihre geschäftigen Hände zu einem Spiel, wo es das Glück meines Sohnes gilt, so hebe ich die meinigen im Gebet auf zu dem, der die Herzen und Gedanken der Menschen lenkt. Gott wird es zum Besten leiten. Es kommt doch Alles anders, als man denkt. Und wo am emsigsten an großen Entwürfen gebaut wird, da ist es nicht selten der Fall, daß ein Grab eitler Wünsche daraus wird."

Sieh, liebe Mutter! so bereitet sich im Innern dieses Hauses der Kampf um das Glück vor: der uralte! der nur in der letzten Ruhe endet. Wie komme ich zu so traurigen Gedanken? Ach, wie wenig Friede ist doch zwischen so engen Mauern, und in dem noch engeren Gehäuse eines Herzens! — Darum wende ich mein Auge so gern vom Leben ab, und in das Reich der Gedanken. Darum weht mich der Athem Gottes so unaussprechlich tröstend in der

Natur an, die nun ihr winterliches Kleid bald lüften wird. Darum sehne ich mich nach Osterfriede. — Lebe wohl, meine gute Mutter! lebe tausendmal wohl! und gedenke in Liebe

Deiner Minna.

Fünfundzwanzigster Brief.

Die Baronin Golda an Fräulein Minna Bergener.

H—., den 12. Februar 18—

Meine Verehrteste!

Vielleicht dürfte es seltsam scheinen, daß eine Ihnen ganz fremde Dame es wagt, Sie, Mademoiselle, mit ihrem Vertrauen in einer Angelegenheit zu behelligen, welche in der Regel nur genaue und längere Bekanntschaft zur Sprache bringt. Aber eine Mutter scheut auch einen Schritt gegen die Convenienz nicht, wo es auf das Glück ihres einzigen geliebten Sohnes ankommt. — Man hat sie mir als eine junge Person von Einsicht und bescheidenem Urtheil gerühmt, und indem ich Ihnen meine Achtung schenke, ohne Sie zu kennen, bitte ich, Sie wollen das Zutrauen einer alten erfahrenen Frau, die wohl weiß, wie vorsichtig man mit dieser Gabe umgehen muß, freundwillig aufnehmen, und durch eine aufrichtige Antwort erwiedern. Der kleinste Rückhalt würde das größte Unglück für mich sein. —

Wohl möglich, daß mein Sohn, der Gegenstand dieses Briefes, dem Namen nach, von Ihnen gekannt sein könnte, da das Haus, welches die Familie Adolp bewohnt, einst das Eigenthum der unsrigen war und noch an mancher Stelle das Wappen derer von Golda trägt. Nur das unglückliche Verhängniß, daß, obwohl wir auf unsern Gütern lebten und nur selten in die Stadt kamen, doch alle meine Kinder in diesem Hause starben, bis auf einen Sohn — bestimmte meinen seligen Gemahl, dies Haus um einen civilen Preis an den Präsidenten zu verkaufen — worüber wir bis heutigen Tages nicht zu völligem Abschluß gekommen. — Bei jedem Schritt über jene Schwelle war der Tod mir auf den Fersen, eine Blume nach der andern von meinem Mutterherzen wegzupflücken, so daß ich nicht anders als mit traurigen Gedanken an diesen unglückseligen Aufenthalt denken kann. — Um so fester hielt ich nun an dem Einzigen, was Gottes Gnade mir gelassen, meinem lieben Sohne. Er ist der Stolz meines Alters, der Erbe unserer schuldenfreien Güter und eines Namens, an welchem eben so wenig eine Schuld der Ehre und des Gewissens haftet. Eine Mutter sollte ihr eigenes Kind nicht loben; aber das kann ich nicht umhin zu sagen: mein Leopold ist ein vortrefflicher Mann, von durchaus noblen Gesinnungen. — Sein Glück ist mir sehr theuer, und über Alles mein mütterlicher Wunsch.

Wenn ich aber sehe, wie das häusliche Verhältniß beinahe gänzlich aus der Mode gekommen, wie man junge Eheleute nur auf Reisen suchen muß, wo sich denn ganz natürlich viel Fremdes einmischt, als daß sie ein Herz und eine Seele werden könnten — wenn ich bemerke, wie für einen Mann von solidem Charakter es so schwierig ist, ein

Mädchen zu finden, welches seinen vernünftigen Forderungen an eine Gattin entspräche: so muß ich gestehen, daß ich mit Zittern an den Augenblick dachte, wo mein Sohn mir sagen würde, er hätte gewählt. So sah ich es denn nicht ungern, daß er mit diesem Entschlusse zögerte, selbst über die Zeit hinaus, wo der männliche Verstand in voller Reife ist. — Ein Mann, wie mein Sohn, holt durch die Vorzüge seiner Lage leicht die verlaufenen Jahre ein, und läuft schwerlich Gefahr, sich ein Körbchen zu holen. —

Vielleicht empfand mein Sohn das Bedürfniß zu heirathen weniger, weil ich, seine Mutter, ihm eine unzertrennliche Gesellschafterin war und bin. Wie oft hat er mir versichert, daß er nie eine Frau lieben und achten könnte, die nicht dies Gefühl der Verehrung und Liebe für mich mit ihm theilte, ja, ihn darin zu übertreffen verstände! — Als ich vor einiger Zeit in seinem Schreibtisch ein System seiner künftigen Ehe fand und las, vergoß ich Thränen der süßesten Freude. Es ist nicht möglich, daß ein Sohn die Zufriedenheit seiner Mutter zärtlicher bedenken kann.

Nun hat mein Leopold zufällig Fräulein Adoly kennen gelernt und, wie mir scheint, eine lebhafte Neigung für das junge Mädchen gefaßt. — Nach seiner Schilderung muß es ein liebenswürdiges Wesen sein; aber ausnahmsweise möchte ich diesmal seinem Urtheil nicht unbedingt trauen, da er es mit Voreingenommenheit abgiebt. — Nun kann ich meinerseits ein gewisses Vorurtheil gegen diese Familie nicht leugnen. Meinen strengen Grundsätzen über die Ehe sind alle Scheidungsverhältnisse entgegen, und dieses eclatante zumal! — Was soll ich von einer Frau, wie Madame Adoly denken? Daß sie in einer Situation wie die ihrige aushält, das ist mir zu hoch. Ich halte dafür, daß

es gegen alle weibliche Würde ist. Und an dieser Tante soll die Tochter des Präsidenten auffallend mit Liebe hängen. Ihre Mutter ist eine Dame von Renommé — das Fräulein hat wenig Ruf — und das ist mir lieb.

So haben nicht allein schmerzliche Erinnerungen, sondern auch Scheu und Furcht vor der ungewissen Zukunft meines geliebten Sohnes und Hindernisse persönlicher Achtung mich bisher von jedem zuvorkommenden Schritte abgehalten, wie gern ich auch das Mädchen hätte näher kennen lernen mögen, das meinem Sohne, der unter den Töchtern edelster Herkunft die Wahl hätte, eine so reelle Zuneigung eingeflößt hat. — Daß Fräulein Adolph von neuem Adel ist, darüber würden wir hinsehen.

Mein Sohn ist ein so alter Edelmann, daß sein Stammbaum diesen Fehler beschattet. Auf eine andere Mitgabe, als die der jungen hübschen Person selbst würden wir verzichten, da die ganze Ausstattung meiner verstorbenen Agnes fix und fertig da liegt. Die Rechnung des Vaters wäre, wie sich versteht, von dem Augenblicke an durchgestrichen, wo mein Sohn ihm den größten Schatz des Lebens schuldig würde, ein gutes Weib! im Sinne der heiligen Schrift. Seiner Schwiegermutter würde er auf meinen Vorschlag eine Summe bewilligen, sich zu arrangiren — was, wie man sagt, nicht unzeitig sein dürfte.

Nun aber, Mademoiselle, wende ich mich in meiner Frage an Sie, ob die junge Adolph auch wirklich die Eigenschaften besitzt, die mein Sohn von seiner zukünftigen Gemahlin zu fordern berechtiget ist. — Ich schildere Ihnen den Baron, wogegen ich zutrauensvoll erwarte, daß Sie mir einen wahrhaftigen Bericht von der Sinnesart des Fräuleins zukommen lassen werden. —

Mein Sohn ist ein Mann von außerordentlich ernstem Gemüthe, seine Frau müßte sich daher der Heiterkeit befleißigen, ohne flatterhaft zu sein. Jede Schwärmerei ist ihm zuwider. Reellität ist sein Wahlspruch in Allem. Er ist ein Gutsherr von seltner Milde und stetem Sinn, deßhalb liebt er auch das Reisen nicht, weil er seine Güter verlassen müßte. Er ist ferner kein Freund von Gelagen, Geschwätz und vielen Gästen; doch beobachtet er in allen Dingen den Anstand. Ordnungsliebender ist Niemand. Er zieht sich nach der Nummer an. Eine nachlässige Frau würde sein Tod sein. Wo es bunt über Ecke zugeht, da ist seines Bleibens nicht; doch hält er auf Farbe, und meine Schwiegertochter würde weit und breit die schönste Garderobe haben. Für weibliche Arbeiten interessirt er sich ungemein; aber in tiefster Seele ist ihm jedes Spiel an einer Dame verhaßt, wenn es nicht etwa Damenspiel selbst wäre. Merke ich ihm doch schon eine kleine Ungeduld an, wenn ich mir einmal zu unschuldigem Zeitvertreib große Patience lege. Er sagt, der Hang zum Spiel zerstöre durch seine leidenschaftliche Nichtigkeit jede edlere Neigung in dem Wesen der Frauen. Und wo eine Frau den Buben in ihrer Hand mit Interesse betrachte, da möge der Mann nur immerhin seinem schönsten Glücke Valet geben. —

Ja, Jedermann hat so seine Ansichten, und mit Freuden bringe ich denen meines Sohnes das kleine Opfer; denn ich mache sonst gern ein Partiechen. Wie viel mehr noch wäre nicht eine geliebte Gattin dazu verpflichtet! —

Eins noch, meine Wertheste, was eigentlich hätte vorangehen sollen, die junge Frau müßte ihre Familienverhältnisse ignoriren — was, sollte ich meinen, gegen solchen Tausch ihr nicht schwer ankommen dürfte. — Ich würde, falls sie sich

danach benähme, ihr eine gütige Mutter sein, Sorge für ihre Gesundheit tragen, und Acht geben, daß ihrer unerfahrenen Jugend kein Schaden noch Leides widerführe. So wäre das liebe Kind in den besten Händen, wenn mein Sohn ihm seine Hand reichte.

Noch einmal, Mademoiselle, wiederhole ich meine inständige Bitte um eine gewissenhafte Antwort. Mein Sohn ist mir das Theuerste, was ich noch auf dieser Erde habe, die so viel mütterliche Freuden mir schon genommen. Ich könnte den Augenblick nicht überleben, wo ich mir sein Glück, meine letzte Hoffnung, als verfehlt denken müßte.

In acht Tagen — ich will Ihrer Güte Zeit lassen — bitte ich die Antwort auf diesen Brief poste restante abzusenden.

Rechnen Sie in allen Fällen auf meine dankbare Erkenntlichkeit; der Inhalt des Schreibens, um welches ich Sie ersuche, möge nun der Idee meines Sohnes entsprechen, oder meinem Wunsche, daß er sich keiner Täuschung hingebe.

Die ich mit Achtung verharre,

Mademoiselle!

Ihre wohlgeneigte

Erneste, Baronin von Golda,

geb. Gräfin Anklamm.

Sechsundzwanzigster Brief.

Minna Bergener an die Baronin von Golda.

H—., den 20. Februar 18—.

Hochgeborene Frau!

Der Auftrag, womit Ew. Hochgeboren mich beehrt, verpflichtet mich zur bestimmtesten Antwort; möchte diese in jedem Sinne Ihnen auch als die dankbarste erscheinen! — Wenn ich die mir gestellte Frage in ihrer höchsten Wichtigkeit erwäge, so fühle ich die Kräfte meiner Einsicht zu schwach, als daß ich diesem achtungswerthen Zutrauen völlig zu entsprechen vermöchte.

Nur um wenige Jahre älter, als Fräulein von Adoly, ermangle ich nicht allein jenes Ueberblickes, der von einem größeren Unterschiede des Alters ausgeht, sondern ich muß auch annehmen, daß meine Stellung im Hause ihrer Eltern mir kein durchaus allseitiges Urtheil gestattet. Das, was ich mit bestem Willen und meinem eigensten Dafürhalten danach, von diesem Standpuncte aus, hiermit angebe, wolle Ihre Erfahrenheit, gnädigste Frau, als die Vollsumme dessen ansehen, womit ich mein erkenntliches Gefühl für einen so schätzbaren Beweis von Vertrauen auszudrücken vermag, so wie meine Achtung für des Fräuleins Glück, sehr theuer meinem Wunsch, wie meinem Herzen!

Gewiß ist Suzon Adoly ein treffliches Mädchen. Wenn ein interessantes Aeußere, Herzensgüte, Sanftheit des Charakters, ein natürlicher und feiner Verstand, verbunden mit dem anspruchlosesten Benehmen, einen Mann glücklich machen

können, so wird auch der Beste und Würdigste sich in seiner Wahl nicht irren, wenn er das Glück seines Lebens mit ihr zu wählen hofft. Aber freilich lieben müßte das Fräulein diesen Mann, und nicht bloß hochachten. Denn, wie mir scheint, hat sich durch den Druck der Verhältnisse eine gewisse Selbständigkeit in diesem zarten Naturell gebildet, die nur von der Gewalt des stärksten Gefühls bezwungen und zur innigsten Hingebung werden könnte. — Das Fräulein haßt allen Zwang, alle Ketten und wenn sie in Demant gefaßt wären; ein freies, harmloses Bewegen scheint der lieben Suzon höchster Wunsch. Dagegen ist ihr Sinn treu und fest, vom gediegensten Golde, und auf das leiseste Wort ihres Mundes kann man sich verlassen. —

Auf Aeußerlichkeiten legt Fräulein von Adoly wenig oder gar keinen Werth, was daraus erklärlich sein dürfte, daß im Hause der Eltern das Interesse dafür überwiegender Art ist. Für den Schein ist dies reine Wesen zu stolz! — Nach großem Besitz trachtet meines Wissens Suzon gar nicht.

Reich an unschuldigen Wünschen, weiß sie wie mit Bienenlippen aus jeder Blume der Natur Honig zu saugen. Wollen Sie dies Schwärmerei nennen, so dürfte das Fräulein nicht davon freizusprechen sein. — Aber für eine so gute Tochter hat der Gedanke doch reellen Werth, daß ihre einstige Verbindung ihren Eltern zur Freude, zur Beruhigung würde. —

Madame Adoly, die Tante des Fräuleins, verdient in der That! eine günstigere Meinung, als welche Ew. Hochgeboren von ihr zu haben scheinen. Ich verehre diese Frau aus tiefster Seele, die, wie zu sagen ich mich erkühne, hoch über ihrem Schicksal steht. Sie giebt den Beweis, daß Mutterliebe ein Himmel ist, der auch da zu finden, wo für

gewöhnliche Frauen die Hölle wohnt. — Madame Adolh ist vom entschiedensten Einfluß auf die Tochter ihres Gemahls gewesen, und ist es noch — und eher würde diese wohl ihr Dasein getrennt denken können von den Adern, die ihren Herzpuls bewegen, als daß die treue Suzon sich bewegen ließe, eine so innige Verwandtschaft fremd von sich abzusondern, um welchen Preis es auch wäre. —

Gespielt wird allerdings im Hause des Präsidenten; aber wie man hier auch die Karten mischt, das Fräulein nimmt keinen Theil daran. Ein rechter Ernst dürfte — das fürchte ich so sehr, als ich es hoffe — jede Neigung sein, von der dieses Herz einmal ergriffen würde; und Gewinn wie Verlust ruhen in der Hand der Zeit.

Was soll oder kann ich noch hinzufügen? Alle Federzüge, mit denen ich Suzon von Adolh schildern könnte, daß ein treues Bildniß daraus würde, sind nichts gegen den einen Zug, der auch Personen von größter Unähnlichkeit verknüpft, wenn Gott es will. — Ich habe oft gehört, daß es nirgend eine sichere Vorausbestimmung für das Glück der Ehen giebt. Das Fräulein ist ein Wesen voll Güte; würde diese Güte zur Liebe erhöht, so müßte Ihr Herr Sohn eines hohen Glückes theilhaftig werden.

Wenn es zweifelhaft ist, ob dieser Bericht Ihnen genügt, so habe ich ihn doch kraft meines Gewissens abgegeben. Dies muß mich beruhigen. Das Glück allein bedingt jeden Erfolg.

Die ich in Ehrfurcht verharre

Ew. Hochgeboren

ganz ergebenste

Minna Bergener.

Siebenundzwanzigster Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 8. October 18—.

Ihr letzteres Schreiben, von inhaltvollstem Interesse für mich, ist richtig in meine Hände gelangt, und ich würde dem Drange der Erwiederung früher nachgegeben haben, wenn ich nicht außer dem Briefwechsel mit der guten Mutter und dem besten Freunde noch anders zu correspondiren hätte — wie Sie aus den Beilagen ersehen.

Für das Recept danke ich schönstens, und was ich schuldig bin, werde ich zu anderer Zeit fragen. Mein alter Conrector wendet das Augenmittel in einer, fast möchte ich sagen religiösen Gläubigkeit zu dem unsichtbaren Helfer an, und mit Vertrauen zu mir, die ich sein liebes Töchterchen geworden bin — und die scheelsehende Clarissa ist auf diese Liebe ihres Vaters weit weniger eifersüchtig, als auf die Freundschaft des Candidaten.

Was Sie mir in Beziehung auf Hayn zur Warnung geben, werde ich beherzigen; ich fühle, Sie haben Recht. Das erschreckende Gewicht schwerer Folgen, das ganze Lebensglück guter Menschen hängt zuweilen an leisen Fäden der Eitelkeit, die sich, uns selbst verborgen, aus dem Innersten hervor in das Schicksalsgewebe eines Andern spinnen. Wie viele Verbindungen mögen auf diese Art zerrissen worden sein! Davor behüte mich Gott, daß ich solch eine Sünde beginge. Jede Gewohnheit hat etwas Einschläferndes; alle Neuheit regt auf. Habe ich dem trägen Träumer unwissentlich die-

sen Dienst geleistet, so verschwinde der Genius, der ihn berührte. Er aber ergreife die treue Hand, die ihn durchs Leben leiten wird; denn er bedarf einer praktischen Führung. Daß ich — ich selbst ihn heirathen könnte, das ist mir nie, auch nicht im Traume eingefallen. —

Vor ungefähr vierzehn Tagen sitze ich im Düster des Zwielichts in meinem Zimmer, versenkt in Gedanken, die sich dunkler noch anließen, als der mondlose Abend. Da klopft es leise an meine Zimmerthüre. Ich öffne — draußen funkelt eine Livrée, Scharlach mit Gold, und der Galonirte, der darin steckt, nennt mit verhaltenem Tone meinen Namen. Als ich mich dazu bekenne, legt er diesen Brief in meine Hand, den ich nebst seiner Beantwortung in Abschrift beilege, und eilt mit huschenden Schritten flüchtig hinweg. Die schüchterne Stimme des Bedienten, seine scheue Haltung ließ eben sowohl auf ein Geheimniß der Bestellung schließen, wie auf die Herrschsucht seiner Herrschaft. Der Brief roch stark nach Moschus, und da ich ihn gelesen — doch lesen Sie selbst, lieber Doctor, und staunen gleich mir. Welch ein Mixtum Compositum von Adelstolz, Selbstsucht, schwiegermütterlicher Despotie, Vernünftigkeit, Muttertreue und gutem Willen!

Ja, als ich ihn gelesen, diesen Brief, da wehte mich in diesem Bisamathem ein Grauen an, als läge das Jugendglück meiner guten Suzon am Nervenfieber in Gefahr, und ihr frisches, lebensfrohes Herz wäre schon erstorben. — Mir war, als läge das letzte Mittel — nicht das der Frau von Weißenthurn; denn dies schließt mit einer glücklichen Heirath — hoffnungslos, daß es dazu kommen möchte — in meiner Hand.

Ich war wie aus den Wolken gefallen, über die ich mich

vorhin mit Sehnsucht nach schönerer Befriedigung, als welche diese arme Erde giebt, erhoben hatte.

Der Baron Golda ist eine glänzende Partie; dem Präsidenten würden die Augen vor Freude leuchten, wenn er das wüßte. Wenn ich mir frühere Andeutungen zurückrufe, so darf ich vermuthen, Amor, der kleine Scharfschütze, habe nicht allein gut gezielt, sondern ein Vater, mit geübtem Blick, habe diesen Freier, wie man zu sagen pflegt — aufs Korn genommen. Frau von Adoly würde diese Hand statt ihrer Tochter als eine rettende ergreifen, um sich aus einem Strudel von Schulden zu helfen, der sie täglich mehr in immer tiefere Verlegenheiten zieht. Ein andermal davon Mehreres. —

Die Menschen wissen nicht, was sie an der der bloßen Möglichkeit haben —" sagt Leopold Schefer, und dies ist gewiß sehr — sehr wahr. —

Ich kam mir wie die Schicksalsgöttin dieser Familie vor — und ich fühlte den Muth in mir, die arme Suzon zu beschützen. Mir blutete das Herz, da ich den schneidenden Contrast bedachte, dem sie zum Opfer werden könnte. Mich fror bedeutend, da ich las, der Baron ziehe sich nach der Nummer an. Darin läge schwerlich eine anziehende Kraft für ein junges Mädchen, das stets das Richtige ergreift, ohne sich irgend einer Regel dabei bewußt zu sein. Keine Spur von gesuchter Ordnung, die selten gefühlten Beifall findet, ist an dem Fräulein zu bemerken. Die Garderobe, welche die gute Dame verheißt, würde ihren Sohn in Suzons Augen schwerlich mit einem reizendern Gewande umkleiden.

Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich diesen Brief Madame Adoly hätte zeigen können! Aber durfte ich das?

Wie tief war sie darin gekränkt! So war ich also auf meinen eigenen Rath angewiesen.

Am Abend, als wir Gesellschaft hatten, saß ich zerstreut und im Nachsinnen über dieser seltsamen Epistel. Auf einmal hebt mir Suzon, die sich sacht hinter mich geschlichen, das Kinn in die Höhe, lächelt mich vollkommen heiter an, und spricht: „Aber Minna! wovon träumt man denn bei dieser emsigen Näharbeit?“ — Wie diese Ahnungslosigkeit mich rührte! Wenn ich ihr hätte sagen dürfen: „Von Deinem Glück!“ Von einem Reifröckchen, was ich für einen Schmetterling nähen sollte, antwortete ich beklemmt. Sie lachte. „Das müßte sich erbarmungswürdig ansehen. Alles Einengen kann ich mir entsetzlich denken. Wenn die Großtante von der Schnürbrust erzählt, die sie in ihrer Jugend getragen, ich weiß nicht, ob ich mich nicht lieber — aller ermangelnden Herzhaftigkeit ungeachtet — in das Kürassier-Regiment versetzen ließe, wenn es nicht ins Feuer rückt, als in solch einen Harnisch, den ich zeitlebens trüge. Der Tod scheint mir nicht so fürchterlich. Darum,“ fuhr sie fort, „liebe ich auch Gärten nicht, die Mauern haben; ich bin ein Kind der Freiheit, eine Tochter der Luft — wenn auch nicht die Calderonsche — “ scherzte das liebliche Geschöpf. „Wie hieß doch der alte Herr — Mitha, weißt Du noch? von dem gesagt wurde, daß er seit funfzig Jahren in einer Allee seines Schloßgartens, zwischen zwei verstümmelten Statuen, auf- und abgehe? — Die menschliche Seele, die das Schönste im Leben, die Freiheit! freiwillig entbehrt, muß selbst verstümmelt sein.“

„Nun, was sagen Sie dazu? Bedurfte ich nach diesen Aeußerungen wohl noch charakteristischer Data zur Antwort an die Baronin? Aber Ihrer Meinung, mein theurer

Freund! bedürfte ich, und bitte Sie darum. Wenn Sie mir Ihre Gedanken auch nur in wenig Worten ausdrücken, dann ist mir, wie ich selbst darüber gedacht, unter das Siegel der Bestätigung und somit ein Stein vom Herzen genommen. —

Armer Freund! Ueber Ihre Strafanstalt-Erduldungen habe ich herzlich lächeln müssen. Auch darüber — zürnen Sie nicht! daß Sie, trotz dem Dispens Ihrer Confession, so in der Faste leben. Nun, wir gehen ja dem Feste der süßen Brode entgegen. Ich sehe es kommen; hat der siegreiche Mann — nach dem Sprachgebrauche — ein Brod unter dem Arm, dann schlägt er Ihrer Schwester noch eine andere Partie vor, als Whist, und Sie fühlen sich alsdann noch einsamer. Lottchen aber thäte klüglich, wenn sie den Wittwer ausschlüge. Deßhalb reden Sie in Zeiten mit ihr, auch um des Kindes willen.

Und nun ein herzliches Lebewohl! von

Ihrer Freundin Minna.

Achtundzwanzigster Brief.

Die Mutter an Minna.

Osterfriede, den letzten Februar 18—

Mein Töchterchen! Was lange währt, wird gut. Hat es eine gute Weile gedauert, daß Du Nachricht von mir erhältst, so gebe ich Dir hiemit diese, daß ich gesund, wohl-

auf und von einem großen Uebel erlöset bin. — Du erschrickst, liebe Minna? Nun sieh! ich lächle in den Brief. So lies ohne Sorge. Ist denn der Neid wirklich nicht eines der größten Uebel? schon peinlich zu empfinden, wenn er Andere plagt um Unsertwillen, geschweige, daß man ihn selbst fühlen sollte. Gott behüte! —

Die Frau Nichte ist fort. Das war ein Mißbehagen! ein Zustand! Da war nichts recht, und das Rechte hatte doch noch eine verdrießliche Seite. Alles nahm sie übel; daß Ordnung im Hause war, daß der Oberconsistorialrath so gesund aussah und äußerte, der Winter wäre ihm gar nicht lang geworden — daß er ferner kein Muckwörtchen vom Längerbleiben verlauten ließ, daß sein neuer Schlafrock die Wäsche gehalten, während der frühere ausgegangen. Alles! — dem schönsten Blauhimmeltage sah sie ein Wölkchen ab, und legte ich ihr den rosigsten Apfel auf den Teller, so wußte ich voraus, er hatte inmitten den Wurm. Und dieser schadhafte Kern wurde jedesmal mit einer so entdeckungsvollen Lust ausgerufen, als wäre der Stein der Weisen nun gefunden, von dem der selige Vater sprach.

Da kommt ein Mann ins Haus mit allerlei hübschen Säckelchen von Serpentin. Mein alter Freund kauft der jungen Frau eine Kleinigkeit, die ihr gefiel, und mir — da ich seit einigen Tagen an Kolikschmerzen litt — einen sogenannten Lendenstein. Du hättest das Gesicht der Nichte sehen sollen! es spielte ins Grünliche, wie Schlangenstein, und drückte gleichsam ein Entsetzen über diese unbedeutende Gabe aus. Wüßte sie um den Schmuck, er drückte ihr das Herz ab. Was ist das für ein Unglück! Ein neidisches Gemüth hat doch wirklich keine frohe Stunde auf der Welt und säet Disteln auf das eigene Feld.

Da reden wir eines Mittages von Bäckereien, und die Nichte klagt, daß sie kein Glück damit habe, und Pfannkuchen wären doch ihr Leben. — Der alte Herr winkt mir heimlich zu, ich treffe geschwind in aller Stille Anstalt, und am Abend dampften meine braunen Husaren — ich sage Dir, nur prächtig anzuschauen. Aber — statt daß sie sich freute, sanken ihr die Züge ordentlich ein, daß die Pfannkuchen so gut aufgegangen wären. Und in ihrem Herzen schwoll die Galle, schwärzer als das Kirschmus, das ihr zu süß war, so daß sie meinte, der Oheim müsse jetzt wohl sehr viel Zucker brauchen. „Ja," sagte er mit einem vergütenden Seitenblick auf mich, „meine gute Bergener versüßt mir das Leben. Sie ist keine Freundin weder von herben Speisen, noch herben Worten, und läßt Jedem die liebe Gottesgabe unverbittert genießen." Er reichte mir über den Tisch hin die Hand. Das gab der Frau Nichte vollends den Rest. Sie stand auf, ließ die Pfannkuchen stehen — und weinte. —

Nun, was sagst Du dazu? Ein Mädchen, oder auch Jede, sollte sich schon aus Eitelkeit vor dem Neide hüten; denn er macht bleich, widerwärtig und alt vor der Zeit. Zufriedenheit aber und ein freundliches Gönnen — erhält nicht nur die Wange der Frau jung und frisch, sondern auch die Seele des Mannes klar. In die Luft hätte ich rufen mögen: Mutter! was sorgt Ihr für die Haut der Tochter, und nicht lieber für das Herz? denn daraus hervor geht das Leben. — Allein ich glaube, man riefe es in den Wind. — Darum bitte ich Dich, mein gutes Kind! bewahre das Deine. Laß Gottes Güte Dich nie zur Mißgunst reizen; es ist eine große Sünde. Nur auf das Gute sehen, was Andern widerfährt, ist die Krankheit der Scheel-

sucht, ein schlimmes Zehrfieber; mit der eigenen Freude sich begnügen, der Reichthum guter Menschen. Auch die kleinste haben wir ja nicht zu fordern. Wer einen Schatz in seinem Busen trägt, lässet Jedem das Seine. Der neidische Wunsch ist so sehr ein Räuber, wie der Gram über die Vorzüge des Nächsten. „Du sollst nicht begehren — Alles was sein ist." Dies stehet geschrieben, und es steht fest, daß ein genügsamer Zustand die beste Sicherheit für uns selbst ist.

Die Mißmüthigen haben eine Art Verzehrung, welche ansteckt. So brauchte ich mein altes Hausmittelchen, das ich noch immer probat gefunden habe; ich vermehrte mein Bestreben, der Frau Nichte so viel Liebes und Freundliches zu erweisen, als nur möglich. An das Aprilwetter ihrer Laune, das wechselte, wie man eine Hand umdreht — kehrte ich mich nicht, und dachte: was gute Laune! ich will doch sehen, wer mir meinen guten Willen kann zu nichte machen! — Aber ich sage Dir, mein trautes Kind! der Schaden dieses verkommenen Gemüths ist tief hinein böse. — Wie beklage ich ihren Mann! Sie sprach von ihm auf eine Weise, die mir bewies, daß gar keine Gütergemeinschaft zwischen ihnen Statt finde. Sie berechnet heute schon die Wittwencasse. Eine Frau, eine junge zumal — die unverblaßten Mundes von dem Tode ihres Mannes reden kann, ist nicht werth, daß sie das Leben mit ihm theile. — Als ich Deinem Vater verehlichet war, da kam es mir vor in der ersten Zeit — als ob doch wohl nicht alle Menschen stürben, so selig fühlte ich mich. Und Mühe und Schmerz gab es gar nicht mehr für mich auf Erden, denn Alles wurde mir zur Lust und Freude. Dies ist der wahre Ehestand — so hat ihn Gott eingesetzt. Ich sagte daher der Frau

Nichte meine Meinung, zwar bescheidentlich, aber zur Steuer der Wahrheit. Sie lächelte empfindlich. Das käme lediglich auf die Verhältnisse an — vermuthlich wollte sie mir damit einen Hieb versetzen. Ich sagte, daß eine Frau den Mann für ihren Herrn erkenne und ihm diene ihr Leben lang, mit treuergebenem Herzen, ohne Eigensinn und Eigensucht: das — Madame Steuer — ist unter allen Umständen verhältnißmäßig.

Der Oberconsistorialrath hat ihr auch noch eine Predigt gehalten, und sein Großstuhl war die Privatkanzel, wo er ihr den Text las. So ist sie mit unserm Segen abgefahren, widerwillig genug.

Was das für Ehefrauen sind! Solch eine bliebe besser ledig. Der gute Alte sprach unverhohlen mit mir darüber. Ich äußerte: in den Traureden sollten die Geistlichen den jungen Leuten ihre Pflichten mehr an das Herz legen, wenn sie die Hände zusammen gäben.

Er lächelte vielsagend, und sprach: „Das hülfe auch nicht zum Heil der Verbindung. Der die ersten Menschen traute, unser Herrgott, in seinem Schöpfer-Ornat, wird nur da die Herzen copuliren, wo Liebe im Verständniß ist. Die Welt wird alle Tage neu — und es ist immer der alte Bund.“ Der Vater hatte ein Lustspiel: „Liebe kann Alles —“ mit diesem Titel hatte der Autor Recht, obgleich ich es nicht gelesen habe; was auch nicht nöthig, denn ich weiß auswendig, daß es wörtlich wahr ist. —

Nun so lebe wohl, Du trautes Kind! Gott ist nicht treuer mit Dir, als der Wunsch meines Herzens.

Deine Dich unwandelbar liebende
Mutter
Christine Bergener.

Postscriptum. Schicke mir doch gelegentlich einen hübschen Nachthaubenschnitt; die meinigen laufen ein wenig spitz zu — und als ich sie jüngst in aller Angst, da die Frau Nichte den Leberkrampf bekam, nur auf den Wirbel gestülpt hatte, bemerkte mein alter Freund, diese Schlafhaube sähe einem emeritirten Filtrirsäckchen nicht unähnlich. — Man ist doch auch noch eitel. — Also vergiß nicht, liebe Minna, um was ich Dich gebeten.

Neunundzwanzigster Brief.

Der Doctor an Minna.

G—., den 15. März 18—.

Ihre Briefe, werthe Freundin, zu beantworten, habe ich mich mehr gesehnt, als beeilen können. Das ist ein merkwürdiges Actenstück, das Schreiben der alten Baronin, und eine originelle Zumuthung an Sie, meine theure Minna! Ich empfehle das Schreiben Ihrer bestmöglichsten Verwahrung; es dürfte nöthig sein. Mein Blut gerieth in Wallung, als ich die Abschrift las. Da steht sie vor mir, die Dame von Golda! in ihrer ganzen aristokratischen Leibhaftigkeit; ich sehe jede Miene, Zug um Zug. Diese Schwiegermutter ist eine wirkliche Person, kein Ideal. Sie würde der Würgengel ihrer Schnur werden, und trotz der mütterlichen Phrasen wollte ich doch, daß sie den Sohn begrübe, ehe er in den Armen einer Gattin geruht; denn weder er

noch diese dürften vor dem tugendlichen Ansehen de.. Mama zeitlebens einen Punct der Ruhe haben. Und Suzon! die zarte Libelle! nein! es ist nicht denkbar.

Doch werden nicht in diesem Sinne tausend Ehen geschlossen? Geschlossen! da habe ich das rechte Wort gewählt. Welch ein Gefängniß bauen nicht die Grundsätze einer steinernen Moral um die freie, heilige Liebe? Welch langweiliges Hinschleppen eines Lebens, dessen flüchtigster Augenblick wie ein befiederter Pfeil das Herz des lieben Gottes treffen kann, daß die Fülle der Seligkeit über die unsterbliche Seele ausströme! — Die Tugend, die nicht mit der Liebe eines wäre, ist schlimmer als der Haß. Liebe und Güte herrschen durch ihre eigene, rührende Gewalt, und machen Fehler unschädlich, ohne die Kraft zu tödten, worin sie begangen werden. Und Mutterliebe vollends, sie, die der Gottheit am nächsten verwandt ist! ihr reiner Begriff duldet keine Selbstsucht. Aber Egoismus des Geschlechts spricht aus jeder Zeile der Mutter des Barons, dessen Erwählte, aller Vorzüge ungeachtet, schwerlich zu beneiden sein dürfte. Er selbst scheint ein wahrer Pedant. Ein Mann, der sich wie ein Kind von der stolzen Mutter gängeln und leiten läßt. Doch möchte er vielleicht an der Grenze sein, wo das Herz seine Rechte geltend macht. Ich meinerseits glaube fest, diese Heirathsgeschichte ist noch nicht zu Ende. Wissen möchte ich doch, wie der Baron die Bekanntschaft gemacht, welche seiner Mutter so gefährlich scheint? Hat das Fräulein niemals etwas darüber geäußert? —

Daß die alte Dame an den Schreibtisch ihres Sohnes geht und seine geheimsten Papiere liest, hat mich wahrhaft empört. Wenn sie also keinen Anstand nimmt, dem Secretair von Holz, dem er seine Geheimnisse anvertraut,

Gewalt anzuthun, daß er sich ihr eröffnet: wird sie sich entblöden, ein Herz voll Treue für ihn zu kränken? — Ich wüßte nicht, daß ich eine größere Pietät hätte, als für Briefe und geschriebene Sachen. Den Einbruch in meine Schatulle würde ich eher verzeihen, als daß mir Jemand einen Brief erbräche. Das Recht an fremde Gedanken, die mein Eigenthum geworden, hat nur der, dem ich es ertheile. Und an meine Gedanken deßgleichen nicht, so lange ich sie für mich behalten will. Im Heilighalten der Briefgeheimnisse, die durch einen kleinen frechen Druck der Hand entschleiert werden können, in der Unverletzlichkeit dessen, was doch so leicht verletzbar ist, beweist sich das Gefühl und die feine Scheu der Discretion. So ist die Anmaßung, welche sich die alte Baronin erlaubt, charakteristisch, wie das System der Ehe ihres Sohnes. Ein System der Ehe! man hört, daß der Baron Golda nie verheirathet war, und er thut wohl, es bei dem System bewenden zu lassen.

Eine einzige Bemerkung sichert ihm meine Achtung, die über das Spiel der Damen. Die Leidenschaft des Spiels, wenn sie sich einmal eines weiblichen Wesens bemächtiget hat, ist furchtbar in ihren Wirkungen, und der gelbe Zwerg — ein veralteter Gesellschafter — kann sie erregen. Dem weiblichen Geschlecht — Sie ausnehmend, meine Freundin, bitte ich, daß Sie mir nicht zürnen — ist das Streben nach Sieg und der Wetteifer um die Gunst des Glückes angeboren. Das Schicksal ihrer Bestimmung hat so wenig in ihre Hand gegeben, daß sie die Gabe des Zufalls um so fester halten. Aber der Mann ist im Verlust — das ist sicher — und wenn seine Frau täglich gewönne.

Die Stelle Ihres lieben Briefes, welche das Spiel betrifft, fand einen tiefen Eindruck, der noch ganz frisch war.

Zwei Tage vorher, ehe ich ihn empfing, werde ich schleunigst in den Mauergarten gerufen. Ein Bote jagte den andern. Im Gewächshaus, hieß es, sei Jemand im Sterben. Duft quoll mir entgegen; ich mußte mich durch üppige Ranken und Gewinde drängen, mein Auge blieb an manch entzückender Blüthe hangen, ehe es auf die gebrochene traf, der es aufhelfen sollte. —

Theure! welch ein Anblick! Er steht unverrückbar in meiner Erinnerung. — Unter einer Wölbung vom lebendigsten Grün, durch welches glühende Blumen nickten, auch die Clematis Florida, und die weiße Wachsblume, wie von Porzellan, so daß ich scheu daneben hin schlüpfte, als könnte eine unvorsichtige Wendung etwas davon zerbrechen, stand ein Spieltisch, woran eine Todte lag; wenigstens schien es so. Eine junge Dame, auf deren Wange ich lange zuvor die Schwindsuchtsrose blühen gesehen — lag in tiefer Ohnmacht. Blutstropfen hingen an ihrem blassen Munde, ihre Linke hielt krampfhaft eine Karte — das Treff-Aß! Ihr Kleid war grauenvoll bepurpurt, und der Sand zu ihren Füßen dunkelroth gefärbt. —

Das Kleeblatt der Mitspielerinnen bebte voller Angst und Furcht, denn es war ihnen ein Schrecken angekommen. Endlich sagte die eine in Thränen ausbrechend: „Wir spielten hoch — sollte die Gemüthsbewegung vielleicht diesen Unfall veranlaßt haben? —

Mit Trauern blickte ich auf den Spieltisch hin und auf seine Opfer; die heilige Unschuld des Frühlings rings umher vermehrte meine Wehmuth. Die Liebe zur Natur stärkt und belebt; die Leidenschaft für irgend einen Götzen tödtet Leib und Seele. Noch lebt die Arme; aber unrettbar.

Dies war Nachmittags in der vierten Stunde, und das Verhängniß dieses Tages noch nicht vorüber.

Sie erinnern sich des kleinen Thevenin, liebe Freundin! Sein Vater, von den Refügiés abstammend, war ein Polizeibeamter hiesigen Orts gewesen, und sein Sohn, lahm und schwächlich, lebte von einer Leibrente. Ich mochte den kleinen Franzosen gern, der mir immer als ein Exemplar des National-Charakters in Nuce erschien. Den ganzen Winter hindurch hatte er mich auf eine Partie Schach zu sich eingeladen, ohne daß ich dazu kommen konnte. An jenem Tage — warum an diesem? war es bestimmt. Ich fand ihn ungewöhnlich heiter. Er hatte zierliche Anordnungen für meine Aufnahme getroffen. Ich bedauerte dies heimlich, und die Zusage dazu; denn ich war nicht in der Stimmung, ein Gast zu sein.

„Ihr seid pensiv, Doctorchen?“ bemerkte mein artiger Wirth, und ich sagte ihm die Ursache. „Ah! das ist Malheur! aber ein so tristes Ende wird hoffentlich unsre Partie nicht nehmen —“ versetzte er. Welch ein weissagender Dämon lebt in des Menschen Worten? Ich habe oft darüber nachgedacht.

Wir hatten den Tisch mit dem Schachbrett an das Fenster gerückt, der Helligkeit wegen, und spielten still und stumm wie Geister.

Da erleuchtet ein greller Schein die Dämmerung! die elfenbeinernen Figuren errötheten. Das Abendroth — sage ich, als Thevenin sich betroffen umsieht. Unter uns erbraust ein Gemurmel, wie wenn Leute zusammenströmen. „Feuer!“ hört man rufen; doch der Thürmer schweigt.

„Es ist Feuer!“ ruft der kleine Mann und springt erschrocken auf.

Die aufrührerische Ader, die nun einmal im französischen Blute schwillt, wo ein Zusammenlauf von Menschen Markt und Straßen bewegt, geräth in Wallung; wüthend vor Zorn, daß noch kein Lärm gemacht wird, hinkt er hinab. Ich lächelte noch über diese Erregung, wie über ein Erbe polizeilichen Pflichtgefühls — und eile den Meinigen zu. Das Feuer war im Brückengäßchen und bald gedämpft. Auf der Brandstätte faßt ein Mann mich hastig am Arme. „Gott sei Dank, daß ich Sie finde! kommen Sie doch nur geschwind zu Herrn Thevenin.“ „Es war der ehrliche Posamentierer, sein Hauswirth. Das hat ja Zeit — erwiederte ich, und machte mich los.

„Zeit?“ wiederholte er mit zitterndem Munde, „ich sage Ihnen, Herr Doctor, keine Minute. Er verscheidet sonst.“ Dahin stürzte ich ihm nach durch den Qualm von Rauch und Volk.

Da lag der arme Thevenin, quer über dem Sopha, umgeben von einigen Bürgern, die ihn mitleidig in seine Wohnung getragen hatten. Er kannte mich noch. Er röchelte leise — aber nicht lange mehr. Der Arme hatte am Klingeldrath des Rathsthurms gezogen, und in überspannter Ausdehnung sich das Netz zerrissen. Hier stand das Tischchen mit den Erfrischungen, mir freundlich zugedacht — dort blinkte das Schachbrett im dunkeln Winkel — und der es besaß, lag in den letzten Zügen und war matt geworden, matt im Tode! —

Meine Freundin! ich überlasse Ihrem Urtheil, mit welchen Gefühlen ich nach Hause ging. Meine Schwester zählte Whistmarken ab — vermuthlich erwartete sie ihre getreuen Nachbarn. Nur heute spiele nicht, Lottchen! ich könnte es nicht ertragen — rief ich, und meine Zähne stießen zu-

sammen. In der Seele des Mannes gränzt die Rührung stets an den Zorn. Die Schwester erschrak vor meinem Tone, und mehr noch, da sie mich ansah. Ich schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, Ihnen, Minna, daß ein Strom von Thränen durch meine Finger quoll, als ich mir das Gesicht bedeckte.

„Du bist ein unglückseliger Arzt —" sagte meine Schwester, halb mitleidig, halb vorwerfend; ich fühlte, daß sie die Wahrheit sprach. Aber selbst die glühende Nadel des Spottes soll mir den Nerven des Gefühls nicht tödten, womit ich das Leben Anderer empfinde, denen ich nicht helfen kann, weil ich nur ein Mensch, und kein Gott bin. — Ich brachte die Nacht völlig schlaflos in einem Seelenfieber zu; des andern Tages kam Ihr theurer Brief.

Vergeben Sie, holde Freundin, daß ich Ihnen die Schattenseiten meines Berufes vormale. Wenn man in dunkeln Stunden auch nur eines Tages betrachtet, der im Interesse für Menschenwohl verlebt wird, so möchte man den Egoismus für den Inbegriff aller Lebensweisheit halten. Aber wollten wir das, selbst wenn wir es könnten? — Der Schmerz der Theilnahme ist ein finsterer Schatzmeister; aber er giebt uns ein heiliges Anrecht und macht uns reich. Nur der Selbstsüchtige ist der einzige Bettler dieser armen Erde. Er stirbt allein. —

Leben Sie wohl, theure Minna! leben Sie innigst wohl!

Ewig Ihr treuer Freund

Doctor Balsam.

Dreißigster Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 28. März 18—.

Ein mißvergnügter Mensch, glaube ich, hat das Schreiben nicht erfunden. Zwar ist die Tinte finster, und der Gallapfel, der sie schwärzen hilft, ein bitterer Stoff; aber der Erguß durch die Feder hat seinen Ursprung doch wohl im Drange eines vollen Herzens, erfüllt von Freude oder von Wehmuth, gleichviel. Was meinen Sie, mein theurer Freund? Jedes Aergerniß ist eine Parze, welche das Leben verkürzt und den Faden der Gedanken abschneidet, während in der Betrübniß, die uns Thränen entlockt und Klagen, im Grunde selbst ein leiser Trost für das bewegte Gefühl quillt. —

Aerger sollte unter die Gifte gezählt werden, nicht wahr, Doctor? denn es tödtet viel Leute, mehrere wenigstens als Arsenik und Sublimat. — Ich bin zeither — wie Sie aus diesem Eingange merken werden — mit meinen Umgebungen nicht sonderlich zufrieden gewesen. Da wird der Sohn des Hauses erwartet, und die Freude der Erwartung, diese wundervolle Freude! verkümmern die Menschen hier sich einander auf eine Weise, bei der auch ein unparteiischer Zeuge kaum ungekränkt bleiben kann. Alles wird zum Gegenstande des Streites, wo für Ihn, den Mittelpunct der Liebe, sich Alles einigen sollte. — Der Präsident scheint tief verstimmt, so daß man schwerlich einen An=

klang väterlicher Spannung daraus entnehmen könnte. Zum Glück ist seine amtliche Stellung so breit, daß sich viel darauf schieben läßt. Seine Frau ist von gesellschaftlichen Interessen und versteckten Unordnungen zu sehr hingenommen, als daß sie in Anordnungen für den willkommnen Gast irgend ein Vergnügen suchen und finden dürfte. Nur die Mutter ist ruhig — ruhig und kränklich. Sie lauschte in diesen Tagen nach außen, als ein Wagen fernher rollte, und heftete dann den Blick sinnend auf die Uhr, die inzwischen der Stille unseres Gesprächs mit hellem Klange schlug. „Ich zähle nicht etwa die Stunden, bis daß mein Sohn kommt,“ sagte sie lächelnd und verneinend, „noch daß ich fürchtete, er werde mich überraschen wollen. Nein! ich dachte ganz etwas Anderes. Wehe dem, welcher der Zeit vorauseilt! Eine schmerzliche Erfahrung hat mich nachhaltig darüber belehrt. Sogar meine Schritte haben seitdem etwas Zögerndes angenommen. Ich hüte mich daher, den nächsten Monat herbei zu wünschen, wozu ich doch in mehr als einer Beziehung Ursache hätte.—“ Ich verstand Madame Adoly. Die Famillie will Anfang April, wenn er sich schön anläßt, auf den Garten ziehen. Nun ist die Streitfrage, ob Mitha mit soll, oder bei der Großtante bleiben, die ohne das treue Kind sehr verlassen wäre. Frau von Adoly, die seit einiger Zeit einen geheimen Widerwillen gegen das Mädchen gefaßt zu haben scheint, findet das Letztere nicht schicklich. Mitha empfindet sehr, daß ihr Unrecht geschieht, und ich bin bekümmert deßhalb. Sie müßte sich ganz verwais't in diesem Hause fühlen, wenn die wahrlich! rührende Liebe der Matrone ihr nicht einen Halt der Anhänglichkeit gäbe, und Hayn sie nicht in seinen Schutz nähme, der manchen Seitenhieb ihretwegen austheilt. „Ich

wollte, ich läge im Grabe bei denen, die mich liebten —" sagte mir gestern Sulamith, und Thränen rollten über ihre Wangen; „ich weiß nicht, worin es liegt, daß ich jetzt so oft Tadel und Unwillen errege; ich verliere das Zutrauen zu mir selbst, und gewinne kein Herz zu Andern." Diese Worte, im Ausdruck der traurigsten Befremdung ausgesprochen, gingen mir nahe. Wie viel egoistische Härte liegt doch in der Annahme eines Kindes, dessen man sich nicht mit Liebe annehmen will! Als Verdienst soll gelten, was doch zur größten Verschuldung wird. Frau von Adolph versündigt sich in der That. Um jede Kleinigkeit wird die arme Mitha gescholten. Dabei — was mich am meisten verdrießt — giebt die Präsidentin sich das Ansehen der pflichtmäßigsten Pflegemutter, die aus wahrer Sorge für das Wohl und Beste eines ihrer Willkür anheim gegebenen Wesens diesem keinen Fehler hingehen lässet. Aber dem Haß steht auch das prunkendste Gewand nicht wohl an, während die Liebe auch das schlechteste kleidet. —

Vielleicht, lieber Doctor, fragen Sie in Gedanken, ob Suzon nicht den Vorenthalt der Mutter schwesterlich ausgleicht. — Was ich von Suzon denken soll, weiß ich so eigentlich nicht. Sie scheint glücklich zu träumen, als daß ihr im Traume einfallen könnte, wie Jemand, der ihr so nahe steht, traurig wäre. Die Freundschaft ist ein waches Gefühl! sie hütet mit offnen Augen; die geschwisterliche Liebe der beiden Mädchen für einander ist, wenn auch herzlich, doch viel zu unbewußt und unbekümmert, um jenen ernsten und heiligen Namen zu verdienen. —

Was die Bekanntschaft mit dem Baron anbetrifft, so hat sich Folgendes ergeben. Das Fräulein trifft jüngst in einem dem unsrigen befreundeten Hause Fremde an. Man

steht im Begriff, ein Stadtgefängniß zu besuchen, eines persönlich schmerzlichen Antheils wegen, den einer der Fremden darin nimmt. Suzon schließt sich der Gesellschaft an. Wie sehr der Anblick der Gefangenen und ihres jammervollen Looses sie gerührt, davon erzählte mir Suzon mit einer Rührung, die noch einen verschönenden Nachschein über ihre beweglichen Züge warf. Sie schüttet ihre kleine Börse in die erfrornen Hände aus, die so schwere Eisenfesseln tragen, und schauert bei der Freude dieser Unglückseligen. So sieht sie einen gutgekleideten Mann neben sich, der ihrem Beispiel mit einigen gewichtigen Goldstücken folgt, sein Blick begleitet sie unabläßig, wofür unser Geschlecht einen ganz eigenen Sinn des Sehens hat. Suzon — ich sehe es im Geiste — wirft vielleicht den Glanz eines Lächelns auf diesen ihren Schatten, und läßt ein paar Worte fallen, daß sie gefängliche Haft für das größte Elend halte, und selbst für schlimmer als den Tod. — Wie kann nun der Baron diesem Mädchen seinen Trauring zudenken, worin Suzon wirklich — wie es einst Mode gewesen — ein Stückchen Bastille am Finger trüge? es ist mir unbegreiflich. Nun hören Sie weiter, lieber Freund. Gestern Nachmittag, wo zufällig Alles ausgeflogen ist außer den Kranken und Suzon, die eine Arbeit für den Geburtstag des Vaters vollenden will, läßt sich der Baron Golda melden. „Hätten Sie nur gesagt, es sei Niemand zu Hause —“ ruft Suzon unwillig dem Bedienten zu. „Ich habe wohl gesagt, gnädiges Fräulein wären nur allein,“ erwiedert dieser, „aber das schien dem Herrn Baron ganz recht. Er bittet, vorgelassen zu werden.“

Es hilft nichts, Suzon, die sich besinnt, welch ein Anrecht der Baron hat, hier Eingang zu finden, muß sich

anschicken, ihn zu empfangen. Er tritt ein, und — sie erkennt jenen Mann in ihm, der unter den Gefangenen der ihrige geworden. Der Baron entschuldigt mit beklommener Stimme seine Zudringlichkeit, und Suzon rühmte mir die Zartheit und den feinen Ton, worin auch nicht der leiseste Anklang hörbar gewesen, daß dies Haus noch so gut als das seine zu betrachten sei. Eine Schwester, die er sehr geliebt, sagte er in sichtlicher Bewegung, sei hier gestorben, und es habe ihn längst gezogen, die Zimmer einmal wieder zu sehen, wo er in knabenhafter Jugend um diesen Verlust getrauert. Sie gestehen, so etwas gewinnt ein weiblich Herz. Suzon öffnete flügelweit alle Thüren, und war auch diesmal seine Vorgängerin. Man ist hier sehr schön eingerichtet, einfach, aber kostbar, und die Präsidentin hat Geschmack, das müßte ihr auch der Neid lassen. Die Tochter des Hauses, in ihrem schlichten Kleidchen, mag wohl wie eine liebenswürdige Sühne für die Einbuße von ehemals, für die Schuld des Vaters, vor seinem Gläubiger gestanden haben.

In den Augen des Barons stehen Thränen — wie Suzon sagt.

„Hier stand meiner Schwester Leiche — ich erinnere mich dessen lebhaft," spricht er, und hält leise den Gang des Fräuleins auf. „Ich wagte damals nicht, die heilige Hülle zu berühren, nur mit einem Schauer von Liebe und Unsterblichkeit küßte ich eine ihrer Locken, von gleicher Farbe wie diese," und dabei rührt er ehrfurchtsvoll Suzons Haar an. Sie versicherte mich, ein Schauer sei in diesem Augenblick durch ihr Inneres gegangen, als wenn ihr selbst das Herz still stände.

Und wie hat Ihnen der Baron gefallen? fragte ich

gespannt, als Suzon mir dies Alles und Mehreres aus ihrer Unterredung erzählte.

„Nun," antwortete sie, „es scheint ein ernster und gefühlvoller Mann zu sein. Eine ganz eigene Beklommenheit," setzte sie mit einem anmuthigen Kopfschütteln hinzu, war mein vorherrschendes Gefühl. Ich merke, es kommt viel darauf an, wo und wie man Jemand kennen lernt; — gefänglich würde mir seine Nähe immer bleiben, und als müßte ich eilen, ins Freie zu kommen."

Und trotz diesem Geständniß verbrachte ich die Nacht schlaflos, in ängstlicher Erwägung, ob ich Recht daran gethan, jenen Brief zu verschweigen. — Der Baron hatte doch keinen widrigen Eindruck auf Suzon gemacht. Sie schien von seinem Benehmen gerührt. Wer weiß?

Ich ersuche Sie daher, mein theurer Freund, mir in Ihrem nächsten Schreiben in offner Meinung zu sagen, was Sie in diesem schwierigen Falle für das Räthlichste halten.

Ich fühle, daß ich an jenem Briefe ein Geheimniß bewahre, das, einmal eröffnet, folgenschwer sein könnte. So wird mir ganz leicht zu Sinne werden, wenn Ich ihre Gedanken weiß. Nur daß ich nicht wüßte, Sie dächten, Keine meines Geschlechts könnte schweigen! Das bitte ich mir herzlich von Ihnen aus. Ich sage Ihnen daher nichts weiter, als daß ich bin und bleibe

treu vertrauend
Ihre Freundin
Minna.

Einunddreißigster Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 12. April 18—.

Das Herz ist mir allzuvoll, und ich muß an Dich schreiben, meine gute Mutter. Ohnehin wollte ich es schon lange. Der Frühling ist da, der unser Wesen in Sehnsucht auflös't, und so fließen meine Worte inniger als jemals aus der Feder, und eine Thräne fließt mit. Aengstige Dich deßhalb nicht, mein Mütterchen! Ich bin gesund und auch nicht nervenschwach. Mein Gemüth ist heute bewegt, und da wankt das Gleichgewicht der Gefühle, und ein Tropfen verschüttet sich leicht. Sieh es nicht gleich, mütterlich besorgt, für eine schwermüthige Stimmung an, wenn die Tinte an dieser oder jener Stelle sich blaß zeigt. —

Auch Frühlingsfreude darf man in den Verhältnissen der Welt nicht rein menschlich genießen; die Seelen dieser Menschen erweitern sich nicht für den warmen Sonnenstrahl, für das Aufschweben der Lerchen, für das Schwellen der Knospen und aller Lebensadern der Schöpfung. Sie fühlen den Frühling nicht, sie sprechen nur von ihm, wie von einem jungen Manne, der von seinen Reisen wiedergekehrt ist und angenehme Hoffnungen giebt. — Nur Suzon, unser Fräulein, stürzt sich wie von einer Stiefmutter hinweg in die offenen Arme der Natur. Es gab gestern einen kleinen Zank. — Erstens sollte Suzon sich zu

einer Fete schmücken. Sie weigerte sich dessen und sprach: „Wie könnte ich an diesem göttlichen Tage Geschmeide tragen! Ich müßte mich ja schämen" — und dabei funkelten Thränen in ihren Augen. Wäre ich ein Mann gewesen, ich hätte ihr in diesem Augenblicke meine Liebe geschenkt. —

Dann eiferte unser Hayn gegen einen unchristlichen Gebrauch, der im Hause seines Gönners eingeführt ist, nämlich, daß an den hohen Festen große Gastereien gegeben werden. „Aller Segen der Feiertage geht dabei verloren," sagte er fast zürnend. „Die Arbeit der armen Domestiken wird vermehrt, die Kirchfahrt wird zur Frohne in dem sogenannten Gottesdienst. Wer denkt an den Sinn und die Bedeutsamkeit dieser Tage?" „Nun, unsere täglichen Haus- und Tischreden sühnen diese festlichen Tafelfreuden hinreichend," antwortete Frau von Adoly mit Bitterkeit, „und was die Leute betrifft, so ist dieser Punct in ihre Condition mit aufgenommen." „Desto schlimmer," erwiederte der Candidat, und verließ das Zimmer. Auch erschien er nicht bei der Gesellschaft — alles Zuredens ungeachtet. Wenn ich die Freimüthigkeit, womit Hayn einer Dame wie die Präsidentin, die wohl kühneren Männern zu imponiren versteht, so herbe Wahrheiten sagt, mit der Scheu zusammendenke, die ihn abhält, diese furchtlose Stimme von der Kanzel zu erheben, so weiß ich mich in diesen Widerspruch nicht zu finden. — Um sich Freiheit im Vortrage anzueignen, hat er schon manchmal im Gärtchen am Hause seines Freundes, des Conrector Förster, geprediget. Vor einiger Zeit bereits hatte mir Clarissa, die Tochter des Schulmanns, gesagt, daß dies, wenn die Witterung günstig wäre, heute, am zweiten Ostertage, abermals geschehen würde. Er selbst hatte gegen mich geschwiegen. Nun konnte das

Wetter nicht schöner sein. Ich ging um acht Uhr hinaus, und wurde freundlichst empfangen. Wir tranken Kaffee, und die gute Clarissa machte mit dem Frühstück sogar Staat; sie hatte eine rothseidene Serviette mit dem eingewirkten Kreuzeslamm aufgelegt. — Nun kam Hayn. Er ging mit schweigendem Gruße an uns vorüber in den Garten, „um sich nicht zu zerstreuen," flüsterte Clarissa mir zu. Hier trat er in eine Laube, und blieb lange in stiller Sammlung seiner Gedanken. Das Gärtchen liegt gesondert und der Kirche sehr nahe. Man vernimmt jeden Ton der Orgel, wie unter dem leisen Dämpfer der Luft. Der Gesang wird einem feinen und aufmerksamen Ohr sogar verständlich. Der Himmel war von wunderklarer Bläue und Tiefe, und mir däuchte, als verstände ich auch den Psalm der kleinen Lerche. Alles war mir ein Lied im höhern Chor. Primeln, Tazetten und volle Veilchen dufteten auf den Beeten; und die letzte milde Nacht hatte einzelne Blüthen eines Kirschbäumchens geöffnet. Ueber der Laube, die erst von Knospen umschlungen war, und heute zu einem Predigtstuhle geweiht sein sollte, flatterte bedeutsam ein weißes Täubchen, und schlug wonnig mit den besonnten Flügeln. In einiger Entfernung saß der Conrector, gleichsam als Repräsentant der Gemeinde, heiligen Ernst und Glauben in seinem ehrwürdigen Gesicht; hinter ihm wir beiden Mädchen, wie Liebe und Hoffnung. Die Liebe etwas blöde und zagend; die Hoffnung freundschaftlich, getrost, und — Dir mag ich es wohl gestehen, meine Mutter — mit einem kleinen Beigemisch von Neugier, was sich jedoch sehr bald in Rührung auflös'te. Man sang in der Kirche: „Trauernd und mit bangem Sehnen" — die tiefe Stimme des Alten bewegte mich unaussprechlich; mir versagte zum Mitsingen jeder

Ton. Clarissa beugte sich nieder auf ihr Gesangbuch, ohne daß ich einen Laut vernommen hätte. Als nun der Vers kam: „Ach! es gehen viele Herzen ihrem stillen Kummer nach“ — und dann: „Manches wandelt ganz alleine, daß es nur zur Genüge weine“ — da brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und sie schluchzte in heftiger Erschütterung. Der Vater hielt ein — eine lange, schmerzliche Minute — die Ruhe des frommen Liedes war ihm gestört. — Nun entstand eine erwartungsvolle Stille. Dann sprach Hayn über den Segen christlicher Erkenntniß, und ich fühlte mich hingerissen. Seinem Vortrage, der mehr ein Erguß religiöser Gedanken und Gefühle zu nennen war, wie sie die Betrachtung dieses Morgens in einem Geistlichen von Beruf wecken müßte, fehlte nur die strenge Form der Predigt, und ich hätte dies an dieser Stelle nicht tadeln mögen. Wie gern, meine gute Mutter, zumal da ich Dein Interesse für solche Abhandlungen kenne, möchte ich Dir wörtlich wiedergeben, was er sagte. So schilderte er die Empfindungen der Jünger, die nach Emaus gehen, und sprach: „Sie wandeln einsam und traurig ihre Straße. Das Ungeheuerste liegt hinter ihnen und wirft seinen langen, finstern Schatten auf ihren Weg; ihre Herzen sind tief gebeugt in Gram. Wie könnte es anders sein? Ihr Erlöser ist ans Kreuz geschlagen, der Freiheit tausendblumiger Kranz ist eine Dornenkrone worden — ihre Liebe hat sich verblutet, ihr Gott ist begraben. — Da gesellt ein Fremdling sich zu ihnen und giebt ihnen freundliches Geleit. O! warum ist der ewige Friede uns ein Fremdling? Warum werden unsere Augen gehalten, daß wir ihn nicht erkennen? — Unsere Hoffnungen sind irdischer Natur, die Liebe ist die Ader

unseres Herzens, nicht Geist des Lebens! Das Siegel der Wahrheit liegt nicht auf dem Stein, der unsern Himmel deckt; unsere trügliche Gesinnung ist der Grabstein des Göttlichen. Nur wo der Mensch verschwindet, da erscheint Gott! Wie so wahr! — Daß wir glauben könnten! wir sähen Wunder. Niemand wäre allein oder verlassen. Das leiseste Beben unseres Gewissens wäre uns ein Weltgericht, nicht minder als die Erschütterung der Erde. Wir würden stark sein, jede Schickung zu ertragen. Der Zweifel hätte nimmer Macht über uns. „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden" — sollten wir sagen, so oft es Nacht um uns würde, und die Klarheit des Himmels würde uns umfließen. — Erkennen! Du Liebe einer besseren, einer heiligen Welt! Du, das Blüthenauge des Geistes! Nur der Frühling des Auferstandenen öffnet Dein seliges Geheimniß. — Wer seinen Freund erkennt, hat seinen Feind überwunden u. s. w." — Noch einmal, liebe Mutter, ich war sehr gerührt. Nachdem Hayn seine Rede beendet, verließ er uns, ohne Anderes zu sprechen. Der Conrector begleitete ihn. Clarissa weinte heftig, und doch strahlten ihre Augen durch Thränen sein Lob. Ich nahm sie an mein Herz. Erkennen ist die bessere Liebe, Clarissa! ist Licht und Wärme! jeder Zweifel verfinstert. Verkennen auch Sie den Freund nicht, und beherzigen Sie das Wort, was er heute sprach.

Als ich nach Hause kam, hörte ich, daß wir morgen Abend noch einmal große Gesellschaft hätten, einiger fremden Personen wegen, die der Präsident berücksichtiget. Dann ziehen wir in den Garten. Lebe wohl, meine gute Mutter! und gedenke meiner in Liebe. Ich erkenne dankbar

Dein treues, treffliches Mutterherz, und die Güte Gottes, der mich Deine Tochter werden ließ.

Deine Minna.

Zweiunddreißigster Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 13. April 18—.
Spät in der Nacht.

Der Brief an Dich war schon fort, um ein Postscriptum anzuhängen, und aus dieser raschen Aufeinanderfolge vermuthest Du, daß ich Dir etwas Dringendes zu sagen habe. Es ist so, meine einzige Mutter. Während ich diese Zeilen in größter Aufregung schreibe, liegst Du ruhig nach Deinem ermüdenden Tagewerk und schlummerst, und o! was gäbe ich für einen Augenblick, wo ich an Deinem Halse liegen könnte! Der Friede Deines Herzens würde über mich kommen.

Was ich Dir zu sagen habe, läßt sich in wenig Worte fassen. Der Sohn des Hauses ist wiedergekehrt, begleitet von seinem Freunde, und dieser Freund ist — Fiorde!

Wir hatten Gesellschaft, Du weißt es. Der große Lüstre brannte — so zu sagen. Dieser prunkende Schein thut mir jedoch allemal weh, seitdem ich einen Blick in das glänzende Elend dieser häuslichen Finanzen gethan; und so nützte ich eine kleine Unbemerktheit, mich unter irgend einem

Vorwande ein paar Minuten auf meinem Zimmer zu erholen.

Eine ungewöhnliche Helle bei Madame Adoly fällt mir sogleich in die Augen; ich sehe Schatten wie von Männern in dieser ewigen Clausur. Es war wohl eine Ahnung, daß ich so sehr erschrak; ich mußte mich an die Wand lehnen, und die Füße versagten mir den Dienst. So mochte eine geraume Zeit vergangen sein. Als ich wieder in das Gesellschaftszimmer trat, kam mir Suzon entgegen, und rief mir leise zu: „Mein Gott! wo bleiben Sie, Minna? Sie sind so blaß,“ — „mir ist nicht ganz wohl“ — versetzte ich kopflos. Nach einer Stunde wird der Präsident herausgerufen. Er trat herein, strahlend vor Freude, seinen Sohn an der Hand, dessen Freund an der Seite. Ich werde diesen Moment nie vergessen. Ein Pfeil ging durch meine Seele, ein Pfeil der Liebe und Erinnerung. Ich dachte unseres Abschieds, der wohl schöner war, als dieses Wiedersehen. Ein herzpressendes, verlöschendes Gefühl in mir ließ alle Farben jenes lieben Bildes in mir zusammenfließen, und was ich sah, wankte vor meinen Blicken.

Als Fiorde mich erkannte — ich sah deutlich eine frohe Ueberraschung auf seinem Gesicht — näherte er sich mir schnell, und sprach: „Minna! theure Minna! Sie hier?“ In dem Accent, mich hier anzutreffen, war eine Bestürzung, die mich mit Gluth begoß; doch schnell wich das Blut aus meinen Wangen zurück, und ein leises Zittern rieselte durch meine Glieder. „Sie sind auffallend bleich, liebe Bergener,“ sagte Frau von Adoly, die hinzutrat, „wollen Sie Sich nicht zur Ruhe begeben?“ „Schon vorhin bemerkte ich diese Anwandlung“ setzte Suzon hinzu. Und somit war

ich denn vornehm entlassen, ohne eines Wortes zu Fiorde mächtig zu sein. —

O Mutter! wie mir zu Muthe war! oder vielmehr, aller Muth ist mir dahin. Ich fühlte des Vaters Tod kaum jemals schmerzlicher, als in der Minute, wo unter fremden Menschen sein Liebling vor mir stand. Fiorde sieht aus wie das Leben. Sein Blick — ich sah es deutlich — ist noch heller, noch auffassender geworden. Doch wäre dies Aeußere auch minder bedeutend; der Glanz jener schönen, unvergeßlichen Tage wird ewig darauf ruhen. Daß ich schlafen könnte! Schlafe nur Du wohl, meine Mutter. Mein Zustand ist ein wacher Traum. Ewig Deine, nur

Deine Minna.

Dreiunddreißigster Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den letzten April 18—.

Meine theure Mutter!

Wir wohnen auf dem Garten wie im Paradiese. Ich denke zuweilen an das verlorene — und, wie ich fühle, ohne meine Schuld. Deutlich aber sehe ich ein, daß, so lange Menschen geboren werden auf Erden, von der Frucht der Erkenntniß essen, des Weibes Unglückseligstes ist. — Zürne mir nicht, gute Mutter. Du warst ja wohl immer dieser Ansicht.

Der Frühling blüht täglich reizender auf; doch seit die Sonne sich mir verjüngt, war kein trüberes Gefühl in meiner Seele. Der Jugend gehört es nicht an, und doch! —

Meine Stellung als Gesellschaftsfräulein vereinsamt mir das Herz, und macht mich alt vor der Zeit. Mir ist so öde zu Sinne, daß ich zuweilen einen stummen Baum umschlingen möchte. Fiorde ist noch hier, und wird auch noch hier bleiben, wie lange? weiß ich nicht. Es hat dieser längere Aufenthalt noch einen von der Freundschaft gesonderten Zweck. In der Nähe von H—. wohnen ihm Verwandte, die er kennen lernen will. Er deutete ein Mißverhältniß an. Einmal nur, während er bei uns ist, habe ich mit ihm allein gesprochen. „Wie hat Alles sich verändert!“ sagte er mit trautem Ton, „Minna auch Sie! auch Sie! hat mein Andenken Sie beleidigt, daß ich mit ihrer Heiterkeit auch das Herz meiner Freundin vermisse?“ — Ich konnte nichts darauf erwiedern; heiße Thränen flammten über meine Wangen. Er fragte mich sehr theilnehmend und dringend, ob ich mich hier nicht glücklich fühle. Dennoch verletzte mich die Frage. Er würde sie nicht an mich gethan haben, wenn mein unbefangenes Vertrauen ihm noch so werth wäre, wie einst; wenn er es nicht für unmöglich hielte, sich hier unglücklich zu fühlen. O Mutter! wie ändert doch unser Standpunct unser Urtheil und Alles! Aber sollte dies so sein? In unserm Hause war ich das Kind meines Vaters, und genoß jeden Vorzug der Liebe. Mein angebeteter Vater erhob Fiorde zu seinem Freunde, und so durfte ich sonder Scheu mich angezogen fühlen von Ihm, der so gut, so trefflich war. War? O Gott! der es ist! gewiß ist! — Hier setzt mich mein Verhältniß zurück. Der geringe Unterschied des Alters

zwischen mir und Suzon wird auf meiner Seite zu dem Standpunct einer matronenhaften Pflicht. — Die holde Freiheit eines zutraulichen Verhaltens ist mir durch strenge Rücksichten beschränkt, und ich sehe im Geist die Fessel — und das Eisen schmieden, weil es warm ist. —

Ich redete gestern mit der Präsidentin, und bat sie, mir für einige Wochen Urlaub nach Osterfriede zu bewilligen. Sie sah mich scharf an und sprach: „Jetzt nicht, liebe Bergener, später vielleicht. Jetzt kann ich Sie nicht entbehren. Es scheint, als hätte Suzon eine Neigung zu dem Freunde ihres Bruders gefaßt, der auf jede Weise entgegengearbeitet werden muß. Ich rechne dabei auf Ihre thätigste Mitwirkung. Ich hätte jetzt tausend — Augen nöthig, und es thut mir leid, daß die Ihrigen unter Wasser stehen, sonst müßte, dächte ich, Ihnen diese thörichte Leidenschaft bereits klar geworden sein.“

Warum aber thöricht, im Sinne dieser klugen Frau? Gustav scheint doch durchaus unabhängig, und Sie selbst sagten mir, daß er über anständige Mittel zu verfügen gehabt. Vielleicht, weil er ohne Aussicht ist? ohne Rang? Seinen Lebensplan hält er verborgen; aber ein Thor darf er deßhalb nicht sein. —

O meine Mutter! ich bin nicht blind. Vom Augenblicke seiner Ankunft an habe ich gesehen, Suzon liebt Fiorde. Die Briefe ihres Bruders hatten seinem Freunde diesen Eindruck vorbereitet. Ihr ganzes Wesen scheint beseelt, jeder Tag entfaltet eine neue Liebenswürdigkeit an ihr. Welcher junge Mann aber würde kalt bleiben, wo so ersichtliche Liebe für ihn aufblüht? Wo ein Mädchen sich so ohne Hehl und Harm hingiebt, da ist der Sieg unseres

Geschlechts gewiß entschieden; ich fühle die Nothwendigkeit, mich zu beherrschen, und finde mich niedergeschlagen.

Jetzt erst sehe ich ein, welchen Werth für die Unschuld des Charakters es hat, daß eine entstehende Neigung mit Weisheit, mit Ruhe behandelt werde. Wehe der Mutter, die da Wache hält! — Fiorde begegnet mir mit äußerster Zartheit; aber eben dies beweis't mir, daß Achtung seine vorherrschende Empfindung für mich ist. Ich bemühe mich, ihm mein unvermindertes Wohlwollen zu zeigen; allein dies giebt meinem Betragen gerade eine gewisse Zurückhaltung. — Meine Mutter! daß ich Dir es gestehe, ich danke Gott, daß Du meinem Herzen eine Stütze gabest, als der Vater Deiner Tochter Geist für eine höhere Sphäre ausbildete; denn ein Mädchen ist und bleibt doch ein schwaches Geschöpf. —

Schreibe mir daher bald ein paar treue Worte; ich verlange sehnlichst danach. Du bist doch meine beste Freundin. Mutterliebe ist nachsichtig. Verzeihe mir daher den Schmerz, den Dir dieser Brief verursachen könnte und meinen. Ich habe Fiorde jetzt erst verloren, da ich ihn wiedergefunden. Daß äußere Nähe innerlich so entfernen könnte, das hätte ich nicht gedacht. Man ladet ihn von Seiten der Eltern zum längeren Bleiben ein, und wünscht ihn heimlich fort. Der Vater bat ihn, zu gehen, voll der wahrhaftesten Gastfreundschaft, und wir behielten ihn in unserm Herzen. Noch einmal, meine Mutter, beruhige das meine durch den Trost eines lieben langen Briefes an

Deine Minna.

Vierunddreißigster Brief.

Die Mutter an Minna.

Osterfriede, den 5. Mai 18—.

Du siehst, mein gutes Kind, ich antworte Dir auf der Stelle. Deine beiden letzteren Briefe haben mich schmerzlich betrübt und beunruhigt; beinahe hätte ich gezweifelt, daß Minna sie geschrieben. Dies aber soll kein Vorwurf sein, liebe Tochter, gewiß nicht! Ich meine nur, ich hätte mich damals wegen der Höschen, die Dich Dein Vater tragen ließ, nicht ängsten dürfen.

Glaube nicht, meine Tochter, daß ich Dich nicht verstände. In jeder Mutter, der das Wohl ihres Kindes am Herzen liegt, ist das Ohr ein gar leiser Sinn für die Stimme der Natur. Ich bin wohl nur eine schlichte Frau, aber so viel weiß ich doch, daß es gleichviel sei, ob eine unseres Geschlechts so sorgsam als Wirthin ist, um das Flaumfederchen vom Boden aufzuheben, was der Bettdecke entschlüpfte, oder ob sie vornehm und geistreich die Feder am Schreibefinger hält: Herz bleibt Herz. Das hat der liebe Gott weislich so eingerichtet; denn herzhaft sein, das braucht Jede. Und so ist unser Geist nur ein frommer, stiller Muth. Ist er etwas Anderes, so behaupte ich, es ist der leidige Hochmuth, nichts weiter. Und so beweise denn auch Du, mein Töchterchen, daß Du eine sanfte, stille Seele bist.

Daß Fiorde in des Präsidenten Hause, und sich so wohl

dort befindet, um es so bald nicht zu verlassen, ist mir selbst nicht lieb zu vernehmen gewesen, wie gut ich ihm auch bin. Indessen — von ungefähr ist er nicht dahin gekommen — es ist eine Schickung. Sei nur nicht bange, es wird vorübergehen, was Deine Seele bedrängt; halte nur aus! — Lasse ihn immerhin eingenommen sein für das Fräulein und ihre Angehörigen. Ueberwinde Dich, fest zu bleiben in sanfter guter Meinung für ihn und sie. Das ist der schönste Sieg. Im Uebrigen unterwirf Dich in Allem Gottes Willen.

Sieh, mein Kind! ich habe es dem seligen Vater nicht gebilligt, daß er Dich damals dem Fiorde so annäherte; ich habe es ihm auch gesagt. „Du kommst mir vor, Vater," sagte ich, wenn er Worte heißen Lobes sprach, „wie die Leute, die Feuer in den Mund nehmen, um zu zeigen, was sie können." — „Siehe nur zu, Mütterchen," sprach er lächelnd, „daß Du Dir die Zunge nicht verbrennst" — da schwieg ich. Aber noch einmal sage ich: Herz bleibt Herz. Glaube nur, ich kann mich recht in Deine Lage denken und fühlen. Du wirst es der Mutter kaum zutrauen. Was könnte ich Dir aber Besseres zum Troste sagen, als ein Stückchen Liebesgeschichte aus meinem eigenen Leben? Von Liebe darf eine Mutter nicht eher reden oder schreiben, bis die Tochter in dem Falle ist, einer Freundin zu bedürfen; daran bist Du, mein armes, liebes Kind, und wo hättest Du wohl eine treuere? —

Du weißt's, mein Vater, ein geschickter Uhrmacher, war der Mutter, die mit mir eingegangen, frühzeitig nachgestorben und nichts war mir zum Erbe nachgeblieben, als eine Uhr mit einem kleinen Glockenspiel, was so traurig klang,

daß man ihm das Vermächtniß betrübter Zeit für eine hülflose Waise abhören konnte.

Für meine Kindheit sorgten fremde Menschen kümmerlich genug. Eine reiche Zuckerbäckerwittwe, die das Gewerbe fortführte, nahm mich zu sich. Von dieser rührigen Frau, unter deren Händen Alles köstlich gerieth, habe ich mich regen gelernt. Das war eine lebendige Nahrung! Eine Anhängetasche von braunem Saffian mit silbernem Schloß, welche die Frau Nixdorf auf der Schürze trug, strotzte jeden Abend vom Gelde der Einnahme. Sie hatte ehrsame Freier ausgeschlagen, man glaubte, sie werde nie mehr heirathen; denn sie gehörte zu dem Schlage von Frauen, die keinen Mann neben sich dulden, geschweige einen Herrn. Nun kam ein Gehülfe in das Haus, ein junger, feiner Mensch, der wohl einen Baron vorstellen konnte. Er stand in großer Gunst bei der Frau und schaltete frank und frei. Er mochte mich wohl leiden; doch hatte ich andererseits eine Strenge der Behandlung zu empfinden, an welche ich zuvor nicht gewöhnt war. Und als er mir zu Weihnachten einen Marcipan schenkte, als wäre er für den Riesen Goliath bestimmt gewesen, wenn dieser nach Christi Geburt gelebt — mit eingemachten Nüssen und Citronat kunstreich ausgelegt, da war mir mit diesem Marcipan das letzte Brod gebacken. — Meine bisherige Wohlthäterin nahm einer kleinen unschuldigen Ursach wahr, um mir anzukündigen, daß ich mir wo anders ein Unterkommen suchen solle.

Es war eine Glockenweihe, ich weiß es, wie heute noch. Alles war dahin geströmt — ich blieb allein. Da schlug es drinnen zehn Uhr, das kleine Glockenspiel bimmelte in banger Weise. Mein Herz schlug auch in Weh und Angst, und heiße Thränen flossen neben dem Sude des Zuckers hin;

denn ich war eben in der Küche beschäftigt. Meine Verlassenheit stand vor mir, und — merke Dir das, Minna! die Stunde, wo ich weinte und mich von Gott und Menschen verlassen wähnte — war die meines Glückes.

Eine blasse, schmächtige Dame, in einem seidenen Pelzmantel, tritt zur Thür herein; ich hatte, betäubt von Schmerz und im Geprassel der Flamme, die Klingel überhört. Sie redete mich liebreich an und bestellte eine Torte, die aber keine bittere Mandeln enthalten dürfe, weil alles Bittere ihr Krampf errege. Sie verzog den Mund mitleidig, und sagte milde: „Ein so süßes Geschäft und so bittere Thränen! Was fehlt Dir denn, armes Kind?" Diese Worte trafen mein Herz und öffneten es. Sie hörte mich aufmerksam an und schwieg lange; dann bestellte sie mich für morgen zu sich, und nannte ihren Namen, eine Räthin Farold; auch eine Wittwe. Sie wohne in der Hoffnung. — Ich brachte die Nacht schlaflos hin in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Genug, denn ich habe Dir noch viel zu sagen. — Die Räthin nahm mich zu sich, eine reiche, kränkliche, ordnungsliebende, engelgute Frau, der ich verdanke, was ich geworden bin. Die Frau Nixdorf heirathete nach einiger Zeit den Gehülfen, und die Räthin urtheilte mit Schärfe über diese Heirath, als über eine Thorheit. Ach, meine Tochter! warum urtheilen wir Menschen, da wir doch nur Menschen sind?

So waren ein paar Jahre glücklich und friedvoll für mich hingegangen, als in unserer stillen Lebensweise eine Veränderung sich zutrug. Ein fremder Professor war an das dasige Seminarium gekommen, und gleichzeitig siedelte sich eine adelige Familie in unserer Stadt an, deren Hofmeister ein Pathe meiner guten Farold war. Er besuchte die Räthin

sogleich und öfter. Ich höre die sanfte Stimme seines Zuspruchs noch. Es giebt Stimmen in der Welt, die nur zum Trost geschaffen sind, und der Bartholdy hatte eine davon. So oft er kam, wallte der Himmel auf in meiner Seele, wie betrübt ich auch bisweilen war. Ich faßte eine stille Neigung zu dem jungen Manne. Da habe ich denn eingesehen, was die Liebe thut und vermag; es war eine Erquickung für mich, wenn ich ihm eine Tasse Kaffee einschenken durfte, und der Augenblick, wo ich ihm den Wachsstock anzündete zu einer bescheidenen Pfeife Taback, erhellte mein Leben. Er selbst schien nicht heiter, und es däuchte mir, als laste etwas Heimliches auf seiner Seele. Als ich einst in meiner ängstlichen Neugier — denn ich hatte von einer Versprechung munkeln gehört — mich verlauten ließ, der Herr Bartholdy käme mir jetzt so schweigsam vor, so sagte die Räthin: „Ein übereiltes Wort, mein Kind, läßt manchmal auf zeitlebens verstummen, darum sollten sich insbesondere die Redner davor hüten. Ich bin bekümmert um den Bartholdy.“

Wenn er der Frau Pathe geistliche Schriften vorlas, oder aus den Werken Jung Stilling's, dann eilte ich, was ich konnte, mit der Arbeit, um dieses Vortrags theilhaftig zu werden, und ich sah dann ein mildes Lächeln auf den Lippen der Räthin schweben, wenn sie meine gespannte Achtsamkeit auf jedes seiner Worte belauschte. Diese selige Freude nahm ein Ende, als sie aufgefordert wurde, ihm selbst den Text zu lesen. — Eines Tages ließ sich der Professor bei uns melden und hatte mit der Räthin ein langes Zwiegespräch. Er kam wieder, und — daß ich's kurz mache — die Stunde kam, wo sie mir sagte: „Höre, liebe Christine, man kann mit Dir reden, denn Du bist ein vernünftiges

Mädchen. Ein eigenes Schicksal aber hast Du doch! Die Thorheit scheint Dir auf dem Fuße zu folgen und Dich zu verdrängen. Ich habe mich gestern dem Professor verlobt, und Bartholdy, der Diaconus wird an hiesiger Kirche, heirathet seine Tochter."

Ich mochte erblassen, denn die Räthin tröpfelte mir Lebensgeist ein, und Thränen tröpfelten über ihre Wangen.

„Du dauerst mich," sagte sie, indem sie mit leiser Hand, die ein wenig zitterte, die meinige streichelte, „ich habe es wohl gemerkt, daß Du ihm gut warst, und er Dir, aber daraus konnte nichts werden, weil er bereits versprochen war. Und obwohl ich nicht weiß, wie ich Dich, Du treue Seele, entbehren soll, will und muß ich mich doch Deiner begeben zu Deinem eigenen Besten. Zu einer Wittwe sollst Du jedoch nicht mehr. Da ist der Privatdocent Bergener in G—., der wünscht eine zuverlässige Person für seinen Haushalt, gleichviel, ob alt oder jung. Das ist ein Gelehrter — dem darfst Du Dich anvertrauen. Ich werde selbst an ihn schreiben."

Ach Minna! welche Tage! welche Stunden stiller Kämpfe! Als nun die Räthin die Glückwünsche annahm, und Bartholdy mit seiner Braut am Arme zu Gaste kam, da lagen mir die Früchte, die ich aufsetzte, wahrlich! in Essig, und die Torte war von nichts, als bittern Mandeln, obgleich keine darunter war. Ich sah das Unglück von beiden geliebten Personen voraus, denn der Professor war ein Geizhals und seine Tochter hoffärtig. Sie sah mich nicht über die Achseln an. Es dauerte eine Weile, ehe die Antwort von G—. erfolgte. Die Räthin hatte mir ein Zeugniß gegeben, dessen sich die Martha der heiligen Geschichte selbst nicht hätte schämen mögen. Eine Freundin Jesu hatte sie mich

genannt, und einen frommen und häuslichen Sinn an mir gerühmt. Dein seliger Vater erwiederte, solchen Sinn könne er sich nicht entgehen lassen, und ich solle nur so bald als möglich kommen. O mein Kind! mein Herz schwillt — indem ich dieser Vergangenheit gedenke. Daher glaube nur, was uns beengt, das ist die Kraft, die unser Glück aus der Knospe drängt an das Licht. Als nach zwei Jahren mir Dein Vater seine Hand bot, da sah ich klar, wer meine Verdränger gewesen wären, und was sie mir gethan. — Der alte Gott lebt noch! Verkümmere Dir die schöne Jugend nicht, daß Du zweifelst, er werde das Rechte für Dich treffen. Wählt Fiorde das Fräulein, so hat, der da oben Ja und Amen spricht, mit gewählt, und dieser ewige Wille irrt nicht, wenn gleich ein menschlich Herz irren kann.

Hat er Dich geliebt, so wird er Dich auch lieb haben zeitlebens, „denn was ist, das wird auch dauern", sagte der selige Vater. War seine Zuneigung aber ein Wehen vom Winde, so ist seine Liebe nur ein schwankend Rohr, und auf dies ist keines Weibes Glück zu stützen. Wie viel, meine gute Minna, habe ich Dir heute geschrieben! Alte Geschichten — doch die Liebe ist ja ein alter Schmerz auf Erden. Ich bete für Dich, mein Kind, als Deine treue Mutter

Christine Bergener.

Fünfunddreißigster Brief.

Der Doctor an Minna.

G—., den 10. Mai 18—

Länger kann ich nicht warten, etwas von Ihnen zu erfahren, theure Minna! Der Datum Ihres letzten Briefes ist zu alt für meine Freundschaft, die sich mit jeder Morgensonne neu verjüngt. Von Posttag zu Posttag hoffte ich ein Schreiben von Ihnen zu erhalten, Ihre Güte, die keine strenge Rechnung mit dem Manne des Berufs hält, der schwerlich sicher auf die Zeit zu eigenem Anrecht zählen läßt, hat mich verwöhnt. Wolle Gott nicht, daß Sie krank oder kränklich wären! dies ist die erste Besorgniß, die sich dem Doctor aufdringt. Oder auch ein leises Fieber der Seele, ein Beben im Blute möchte ich es nennen, erregt von dem warmen Hauch des Frühlings, der, wie ausströmend vom Herzen des Allbelebenden, sich durch Wallungen kund giebt, in denen die Hand zittert, ein Wort, ein todtes Wort niederzuschreiben — könnte den Erguß Ihres Vertrauens mir vorenthalten haben.

Sie sehen, meine Freundin, ich habe die Wahl zwischen inneren und äußeren Ursachen einer Pause, die mich ängstet, obwohl ich nicht fürchte, die Harmonie unseres gegenseitigen Vertrauens könne dadurch unterbrochen werden. Ich halte den Athem an, so oft ich den Briefträger kommen höre, und wenn unter dem, was er mir bringt, Ihre liebe Handschrift fehlt, so muß ich mich ernstlich zusammennehmen, um zu hören, was Andern fehle.

„Ein mißvergnügter Mensch hat das Schreiben nicht erfunden,“ sagen Sie in Ihrem letzten Briefe. Es ist wahr, nur Gesunde schreiben in der Regel. Die Kranken drücken ihr Gefühl oft still aus. Das Schweigen ist die Sprache derer, die da leiden. Die Zeichen ihres Zustandes zu verstehen, ist die Aufgabe des Arztes, wenn er helfen soll und will. Wer aber möchte lieber ein Helfer sein, als der Freund? Und so erscheint Ihr Schweigen mir als ein bedenkliches. Deßhalb, theure Minna, da ich Ihr Auge nicht sehen kann, dieses klare Auge, den Spiegel einer reinen, gesunden Seele, gestatten Sie mir einen Blick in das Herz, und ich werde wissen, warum die Feder stockt, die dem Getriebe meines Lebens den Schwung der Freundschaft giebt in Theilnahme und Freude, wenn es Ihnen wohl geht. Und was wär's denn, was ein Freund, ohne andere Ansprüche, als die des Vertrauens, die Sie ihm selbst gegeben, nicht erfahren dürfte? Glauben Sie denn, es werde mir überraschend kommen, wenn ich erführe, es bewerbe sich Jemand um das Näherrecht dazu, und die blühende Gestalt, der Seelenreiz meiner jungen Freundin, hätte einen Kenner des Guten und Schönen angezogen? — Oder — wenn Minna mir gestände, wie ausschließlich die Liebe ihr Wesen in Besitz genommen, so daß sie keinen Augenblick mehr frei hätte für den Freund? — Ich habe mir längst diese Erfahrung als unausbleiblich gedacht. Vielleicht ist, während ich diese Worte schreibe, die Zeit schon gekommen, wo diese Probe der Wahrheit jenes vorbereitenden Gedankens mit abweisendem Ernst vor mich hintritt und sagt: „Ich bin schon da.“ Aber sie soll mich gefaßt finden.

Freilich gönne ich Sie nur dem Würdigsten, und wer wäre wohl würdig, Minna zu besitzen? Freilich stimmt oft

auch der Ausspruch selbst des besten Freundes nicht mit dem Urtheil der Liebe zusammen, und so bliebe mir nur der Wunsch für ihr Glück und das Gunstrecht der Theilnahme. An Rathgebung denke ich hierbei gar nicht, die mir immer, auch im geforderten Falle, als eine Anmaßung erscheint. Die Wahl der Liebe darf durch nichts Fremdes bedingt werden, und in seinen eigensten Angelegenheiten muß das Herz sich selber rathen. Dann, ist diese Wahl einmal getroffen, darf der Erwählte als erster Freund betrachtet werden. — Jeder Andere, wer es auch sei, weicht dem unbedingten Gefühl, welches die Einigung der Liebe zu dem heiligsten Verhältniß macht, dem das zeitliche und ewige Leben inniger anvertraut ist, als dem Arzte Leibes und der Seele. — Aber deßhalb ist der Freund Ihrer Jugend, Ihrer Eltern, Ihnen kein Fremder geworden. Niemals — theure, gute Minna, werde ich Ihr Wohlergehen — wie weit die Folge Sie auch von mir entferne — aus meinen Augen lassen, und ewig werde ich Ihnen Derselbe bleiben, der ich war und bin. — Indem ich diese Seite überlese, ist es beinahe, als hätte mich Minna bereits zur Hochzeit gebeten. Es könnte daher kommen, daß Heirathsgedanken mich zeither beschäftigten, und wenn auch nicht meine eigenen, doch leider! mich nahe genug angehend.

Immer gewisser tritt die Vermuthung hervor, daß meine Schwester den kühnen, ja tollkühnen Plan hegt, sich zu verehlichen. In der Art, wie das Interesse sich für den Herrn Nachbar und seine Töchter ausspricht, kann ich kaum länger daran zweifeln. Lottchen ist ganz das Gegentheil von ihrem Sonst. Ehemals fest zur Starrköpfigkeit in Allem, was gegen ihre Ansicht war — und sie erkannte Ihren Standpunct für den allein richtigen — scheint sie jetzt schwach und

schwankend ihrem Unglück zuzutaumeln, das sie sicher voraussehen könnte, denn meine Schwester eignet sich auf keine Weise zur Stiefmutter erwachsener Töchter. Diesem Verhältniß, vielleicht dem schwierigsten aller Lebensverhältnisse Ihres Geschlechts — widersteht die weibliche Selbstsucht durchaus, welche einen Hauptzug in Lottchens Charakter ausmacht. — Eine Stiefmutter muß jeder Entäußerung fähig sein, und meine Schwester macht gern und mit so viel Eigenliebe als Eigensinn ihre Vorzüge geltend. Eine Stiefmutter heirathsfähiger Mädchen darf nur durch milde Reife weiblicher Verzichtleistnng die blühenden Töchter behüten, und eben dadurch am meisten den Vater beglücken; nicht aber in thörichter Verliebtheit mit ihnen wetteifern, wenn sie ihnen Liebe, Liebe! im Sinne Gottes beweisen und die ihrige, dem Gefühl der Natur nach, würdigen will. —

Eine Stiefmutter — doch genug. Solche Aufgaben werden nicht erfaßt von dem Verstande, nur das Herz allein vermag sie zu lösen. Und meine Schwester ist ihr eigenes Räthsel. Es scheint ein gewisser Wahnsinn zu sein, der gerade diejenigen ergreift, welche sich für vernünftiger als tausend Andere hielten, damit eine allgemeine Sühnung der Schwäche entstehe.

Ich habe mit meiner Schwester gesprochen, und zwar sehr ernsthaft. „Was könnte mich abhalten, einen so wackern Mann zu nehmen?“ fragte sie empfindlich.

„Nichts“, antwortete ich ruhig, „wenn nicht meine Warnung, daß Du zu viel übernimmst. Du passest nicht zur Stiefmutter, Lottchen.“ „Das habe ich wohl nicht an Deinem Kinde bewiesen“ — sagte sie vorwerfend.

Nun kann man wohl nicht leicht Jemand in eine unangenehmere Lage versetzen, als wenn man ihn zwingt, unserer

Verdienste zu gedenken. Ein unwilliger Dank ist schlimmer, als keiner. Ich vergesse, liebe Schwester, Dein Gutes nimmer, sagte ich mit Wärme, doch ohne Hitze, deßhalb möchte ich Dich gern vor einem Uebel bewahren. Dies würde, dünkt mich, diese Heirath für Dich sein. Mein Urtheil über den Hauptmann halte ich zurück; Du würdest taub für meine Gründe, ihn auszuschlagen, sein. — Er scheint ein schwacher Vater, Du würdest durch die Verbindung mit ihm einen Gegner haben, der es mit Deinen Quälgeistern hielte. Seine Töchter — aufrichtig gestanden — gefallen mir nicht; sie schmeicheln Dir auffallend, und Schmeichelei setzt immer List, Absicht voraus. Ich sage Dir, Du würdest einen schlimmen Stand haben, und die erste Sträflingin an der Strafanstalt des künftigen Inspectors sein. Arme Lotte! hoffe nicht, die Mädchen ziehen zu können — Du selbst dürftest Dich wohl eher im Zuchthause fühlen. So sprach ich lange Dringendes. Aber meine Schwester scheint einmal entschlossen, sich ihrer Freiheit zu begeben. Ob dieser Entschluß bereits ausgewechselt ist, weiß ich nicht, und mag es nicht wissen. Nur das frage ich mich zuweilen: Warum kam diese Bewerbung nicht früher? — Meine arme Kleine ist jetzt recht verwais't, denn die kluge Tante ist eine Thörin geworden, und nichts ist in einem Kinde so heilig zu halten und so leicht zu verletzen, als das Gefühl der Achtung, der Glaube an etwas Unfehlbares. Dieses Gefühl ist die Religion der Unschuld. — Was mit Ida anfangen, diese Sorge kümmert mich wahrhaft. So kann es doch nicht bleiben.

Und nun, theure Freundin, lassen Sie mich nicht länger der Gewißheit entbehren, daß Ihr freundlicher Antheil an diesem meinen Kummer der einzige ist, der Ihnen einen hellen Augenblick trüben könnte. Genießen Sie die schönen

Frühlingstage Ihres Lebens und dieses Monats vollkommen heiter! Nie erinnere ein kränkliches Gefühl Sie an den Doctor — aber um so öfter fordere Ihr wohlwollendes Gedenken die Theilnahme Ihres Freundes, der Ihnen mit einem herzlichen Lebewohl Segen und Heil wünscht.

Der Ihrige
Doctor Balsam.

Sechsunddreißigster Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 20. Mai 18—.

Mein theurer Freund!

Warum rührt uns wohl nichts so innig, als die Treue? Vielleicht weil wir fühlen, wie höchstschwer sie zu üben, da der Unbestand aller Dinge ein Gesetz der Natur zu sein scheint? oder weil wir in ihr eine göttliche Eigenschaft empfinden? — Ein treues Herz muß wohl selig sein in seiner eigenen unveränderlichen Tiefe; aber glücklich ist es selten, denn das Glück läßt sich nicht fesseln.

Ihr treuer, schöner Brief hat mich unaussprechlich gerührt. Saumseligkeit war es nun wohl nicht, was mich so lange schweigen ließ, sondern eine mir selbst unerklärbare Scheu. Wahrlich! Sie denken zu gut von mir, lieber Doctor, ich fühle mich durch Ihre hohe Meinung beschämt, und will Ihnen die Seele enthüllen, auf daß Sie sehen, daß ich ein

schwaches Mädchen bin, nicht besser als tausend Andere meines Geschlechts. Dies soll zur Sühne der Freundschaft und meines schüchternen Vertrauens rückhaltslos geschehen.

Und warum habe ich jemals stärker sein wollen? Der Stolz des Geistes ist ein ödes Nichts, die Welt des Herzens nur ist die unsere. „Doch öffnet sich —" wie ich mit dem Dichter sagen möchte, „das diamantne Thor der Demuth nur dem Glauben und der Liebe!"

Wozu ein Mädchen, das bestimmt ist für den kleinen engen Kreis seiner weiblichen Bestimmung, auf eine Bahn führen, wo es sich bald einsam findet und verlassen, und seine Freiheit mit seiner Freude büßt? Gehorsam — darin hatte doch wohl der alte Jude Wolf sehr recht, ist der einzige Weg zum Glück des Weibes.

Welche unendliche Befriedigung bietet das Herz dar! Im Genuß reiner Gefühle stillt sich ein tieferes Bedürfniß, als der Durst des Wissens. Man sehe eine Liebende lächeln — und man sieht klar einen Lichtblick, schöner, ahnungsreicher, als die tiefen Gedanken eines hellen Geistes.

Hier fallen ein paar Thränen auf das Papier, ich kann die Flecke nicht verwischen, und sie mögen Ihnen immerhin ein trübes Auge beweisen.

Wenn ich nicht die Liebe hätte für das Andenken meines Vaters, wenn sein Schatten mich nicht umschwebte, wenn die Güte meiner Mutter ihren Segen aus der Ferne nicht wie einen weiten Mantel über mich ausbreitete, um jede, auch die kleinste Blöße ihres Kindes zu bedecken — wenn Ihre Freundschaft, die Sie ohne all mein Verdienst und Würdigkeit mir bewahren, mich verließe, und der Sinn für die Natur mir abginge, ich würde, ich müßte mich hier sehr allein fühlen, trotz dem, daß ich gern einsam bin, und daß wir auf

dem Garten gedrängter wohnen, als in der Stadt. Jedes Interesse ist ein gesondertes nur — und wo es sich vereint zeigt, da vereinsamt es mich vielleicht am meisten.

Der junge Adolph ist von seinen Reisen zurück. Ein hübscher junger Mann von edelm Ansehen, schlank und hoch gewachsen, achtlos gegen Aeußerlichkeiten, worauf seine Anverwandten so viel geben. Die Gleichgültigkeit gegen den Anzug theilt er mit seiner Schwester, wie auch einen gewissen Charakter der Gesichtszüge. Es ist nicht zu verkennen, daß er seiner Stiefmutter ähnlich sieht. Arme Mutter! —

Wenn er vor seinem Vater steht und ihn mit den dunkeln, durchdringenden Augen anblickt, so lächelt der Präsident behutsam. Sein schweigender Mund wirft einen Damm auf gegen den warmen Strom der Beredsamkeit Jenes. Dennoch dürften diese geheimen Entwürfe leichtlich zu Wasser werden. Der Sohn hat eine kühne Hand und scheint den Wurf seines Schicksals nicht wie einen Spielball zu betrachten, dessen Schwung ihn der Vater lehren müßte.

Frau von Adolph begegnet ihm mit einer Art mütterlicher Coquetterie, und es ist nicht zu leugnen, die Feinheit, die sie dabei anwendet, muß ihn schlechterdings umstricken, aber doch scheint sein Gefühl für sie mehr verbindlich als anhänglich. Wenn er seiner Mutter erwähnt, was doch selten geschieht, so ist ein Zug in seinem Gesicht, der da zeigt, welches Band am stärksten zieht — und etwas Schöneres und Sanftes bewegt seine Stimme. Er ist Jurist, aber eben nicht mit Amtseifer. Man würde zweifeln müssen, daß dieser Beruf der seinige wäre, wenn nicht ein strenges Gerechtigkeitsgefühl in ihm vorwaltete, so daß oft seine Wange im Gespräch aufflammt, wenn er bemerkt, daß Jemand, wäre es auch auf das allerleiseste, gekränkt würde. Und

sein Auge ist scharf. Ein unterdrückter Seufzer bleibt nicht unbeachtet von ihm. So ist Mitha ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit geworden, und wenn jemals, so hätte Frau von Adolh jetzt Ursache gütiger gegen das arme Kind zu sein, wenn die Selbstsucht nicht blind machte.

Suzon ist ganz glücklich; doch nicht durch die Anwesenheit des Bruders allein. Auch sein Freund Fiorde — unser Fiorde! der mit ihm gekommen, scheint Theil an dieser erhöhten Gemüthsstimmung zu haben, die im Einklang zu der seinen steht. Lieber Doctor — ja, ich habe Fiorde sehr lieb gehabt, ich schätze ihn noch, und gewiß herzlich! Aber eine schöne Erinnerung meines Jugendlebens, an sein Erscheinen geknüpft, zerrinnt in der bittern Thräne, daß auch der Zauber so vergänglich ist, der eine Seele an die andere bindet durch ein innigeres Band als das der Sinne. Der Glanz erlischt, in welchem ich sein Wesen sonst sah, ich finde mich in dunkeln Gedanken. Den Spiegel vermeide ich, denn er zeigt mir ein betrübtes Gesicht, und jener Spiegel, der mein Innerstes so freundlich wiederstrahlte, wirft ein fremdes Bild. O mein Freund! mein wahrer Freund! lassen Sie mich Wahrheit schauen! Ist das gekränkte Eitelkeit? Eifersucht? oder Schmerz der Liebe? — Ich habe ja auf den Besitz Fiorde's nicht hoffen können; bei seinem Abschiede nahm er meine Heiterkeit nicht mit, die Freude blieb mir, daß ich wüßte, wie theuer ihm mein Andenken wäre. Es fand kein Zusammenhang zwischen uns statt, und dennoch war mein Herz nicht zerrissen. Warum giebt mir nun seine unerwartete Nähe, die augenscheinliche Leidenschaft Suzons für ihn, die er gewiß, wenn auch heimlich erwiedert, ein so schmerzliches Gefühl? —

Zwar übersieht Fiorde mich nicht, obgleich ich weder

hoffen noch fürchten darf, daß er mich durchschaue. Sein Blick ruht zuweilen so forschend auf mir, als suche er Minna; aber wir finden uns nicht mehr. Ich scheue mich, ihm zu begegnen, ich athme auf, wenn ein Wörtchen von seiner Abreise fällt. Dies beugt mich tief nieder. Ich möchte mich über mein Verhältniß zu ihm erheben, und kann mit all meinen Kräften das verlorene Gleichgewicht nicht erringen. Hier, lieber Doctor, haben Sie das unverhüllte schwache Herz Ihrer Freundin! Wie ängstlich es unter diesem Geständniß schlägt, dies kann nur ich fühlen, und Gott weiß es allein.

Daß ich Suzon nunmehr von der Bewerbung, oder richtiger, von der Absicht des Baron Golda sagen könnte, würde mir unmöglich und, wie ich glaube, auch zwecklos sein. Sie würde kein Ohr dafür haben; ihren heißen Blick würde der Spott abkühlen, daß ich mich so schlecht auf das Glück verstände. An Ueberlegung wäre nicht zu denken. Ganz andere Träume der Zukunft beschäftigen Suzon, und die Hoffnung — ein Nichts für Menschen ohne Liebe — ist ihr das Bedeutendste. Während ihre Mutter wachsam gewesen, und gleichsam auf der Lauer, einen reichen Fang für ihre Tochter zu thun, hat sich die Liebe wie ein Dieb in das Herz des Mädchens geschlichen und Besitz von seiner ganzen Fülle genommen. — Frau von Adoly scheint sehr bedrängt; wüßte sie, was ich weiß, Suzon würde unrettbar geopfert. So aber zieht die Flotte des Glückes in stolzer Stille an ihr vorüber, und sie versinkt in einem Meer — von Schulden.

Ich glaube bemerkt zu haben, daß nichts der Anmuth einer Frau mehr schadet, als Geldkummer Dieses schwerfällige Gefühl, diese Sorge um das leidige Metall, verscheucht die Grazien des Umgangs. Schon in Rücksicht darauf

sollten wir uns gewöhnen, wenig zu bedürfen, auf daß uns nichts mangele. Die Weiblichkeit fordert, daß wir einen Versorger haben an Gott und an der Person des Mannes.

Der Präsident äußert zuweilen eine gewisse Unzufriedenheit gegen seine Frau ziemlich empfindlich. Wie ein Blitz, der das Verhältniß dieser Ehe einleuchtend macht, fährt ein Wort aus seinem Munde. Sie schweigt, und eine Gewitterschwüle ist der Athem der Stille, die darauf erfolgt.

Jüngst sah ich ihn früh in der Laube sitzen, die in seiner Scheidungsgeschichte eine Stelle einnimmt, und welche man nur die f i n s t e r e Laube nennt, weil sie so dicht umzogen ist. Die Oeffnung in der Mauer, durch welche seine erste Frau ihn in den Armen der zweiten Liebe sah, ist grün versteckt, doch drang das Licht der Morgensonne hindurch, und mir kam es vor, als sähe das Auge Gottes in sein Herz. Er saß da, wie ein armer Sünder. Sein Blick war niedergeschlagen. Er zerpflückte ein frisches Blatt zwischen seinen Fingern. Der tausendfältige Schatten um ihn her bebte leise in der reinen Luft, und er athmete tief und bange.

Ich gehe bisweilen des Abends zu Försters und finde mich wohl dort und freundlich aufgenommen. Der Alte philosophirt ein wenig und bespricht meine innere Unruhe. Seine Tochter verbirgt die Spannung ihres Gemüths und scheint gelassen. Wir haben uns recht lieb gewonnen, seit Clarissa mich nicht mehr für ihre Nebenbuhlerin hält.

Mein theurer Freund! bald schreibe ich wieder. Nehmen Sie hiermit einen Beweis meines innigen Vertrauens, wie die gegebene Versicherung hin, daß keines Ihrer Worte jemals ohne Wirkung auf mein Gemüth, ohne Kraft für mein Herz, und also nimmer ohne den Segen der Freund-

schaft bleibt. Verlassen Sie mich nicht, wenn auch der gute Geist des Muthes von mir gewichen scheint! Er kehret wieder, so oft sich mir die Ueberzeugung erneuert, daß Sie als ein treuer Freund gedenken

Ihrer Freundin
Minna.

N. S. Sagen Sie der lieben Ida einen herzlichen Gruß von mir! Ich wünschte, Sie könnten mir die Kleine manchmal zuschicken. Die Unschuld eines Kindes läßt uns fühlen, daß wir dem Himmel angehören. Man schämt sich vor solcher Reinheit auch seiner Betrübniß. — Lassen Sie mich Ihrer Schwester freundlichst empfohlen sein!

Minna.

Siebenunddreißigster Brief.

Fortsetzung.

H—, den 28. Mai 18—.

Mein theurer Freund sieht, daß ich Versäumtes nachhole. Auch schöpfe ich freier Athem im Erguß meiner Gedanken an Sie. Die Freundschaft ist ein klares, schönes Gefühl, und läßt selbst der getrübtesten Seele ihren reinen und erquickenden Trost zufließen. Sie berauscht nicht, wie die Liebe, aber sie stärkt, wie Wein. Sie erregt keinen Taumel — vielmehr macht sie einen schwankenden Schritt fest und sicher. Sie wirft keinen Rosenschimmer über die Un-

vollkommenheiten der Welt und über die Fehler der Menschen; aber sie ist ein sanftes Licht der Wahrheit, was uns alles Gute und Göttliche erkennen läßt. Sie hebt ein irdisches Wesen nicht über die Wirklichkeit empor und in die Höhen der Engel; aber sie giebt den Tiefen des Lebens einen überirdischen Grund. So oft ich Sie als meinen Freund denke in bewährter Treue, wallt der Himmel auf in meiner Seele, wie betrübt ich auch sein möchte. Seit ich Ihnen offen geschrieben, was mein Gemüth in der letzteren Zeit bewegt hat, bin ich etwas heiterer geworden. Ich habe sogar den Muth gehabt, mit Suzon zu sprechen, und sie im Geiste einer Freundin gewarnt, sich einer hoffnungslosen Leidenschaft hinzugeben. Ich erinnerte sie an die Denkart ihrer Eltern, und deutete auf die häusliche Lage, die heimliche Verstimmung derselben hin — die sich schwerlich einer Liebe freundlich zeigen möchte, die so gänzlich ohne Absicht wäre. Suzon's Geständniß war die ausgesprochenste Leidenschaft, die nichts für unmöglich hält, als das Aufhören der Liebe. Es ist seltsam, lieber Freund, wie abkühlend dies auf mich wirkte.

Auch mit Fiorde habe ich geredet, aber freilich nicht über diesen Punct, der etwas so Zartes ist, daß ich ihn nicht zu berühren wage. Wie lebendig er auch das Liebenswürdige in Suzon's holder Erscheinung fühlen mag, — wie könnte es auch anders sein, da alle Kräfte dieses reizenden Wesens auf sein Herz gerichtet sind? — so scheint doch ein bedenklicher Ernst, irgend eine Sorge seinem Gefühl Abbruch zu thun, und auch Minna hat noch einigen Antheil an seinem Vermögen, zu empfinden.

Warum schreibe ich diese Worte mit Wehmuth? Wenn mein Bild in seiner Nähe, in seinem Herzen das Glück und

die Freude seiner Liebe stört, so möge diese warm aufquellende Thräne es immerhin verlöschen. Denken Sie, lieber Doctor! jener Baron Golda und seine Mutter sind die Verwandten Fiorde's, denen er unbekannter Weise bekannt zu werden wünscht. Er hat mir es selbst gesagt, und daß außer seinem Freunde Niemand um dies Geheimniß wisse, als ich. — So hat er durch diese Erklärung mich zu seiner Freundin erklärt —

Die Zuneigung für Suzon scheint demnach Familienzug zu sein. — Fiorde malt, Sie wissen es, und nicht stümperhaft. Jetzt arbeitet er emsig an dem Portrait des Fräuleins, wozu die Eltern ihre Erlaubniß nicht weigern können. „Man hat mich zu einem Freiwilligen gezwungen," sagte ein Schauspieler auf der Bühne, als lustige Person jener berühmten tragischen Zeit. Daran dachte ich, als ich diese Einwilligung vernahm. Aber auch das Widerstreben muß den Sieg der Liebe entscheiden helfen. Da sitzen sie, Auge in Auge — und die Mutter — o welch ein Schlaf ist diese Wache gegen das Wachsein Jener! — sitzt daneben und wankt und weicht nicht. Sein Blick bringt in ihre Seele. Er lies't in ihren Zügen. Suzon sieht ihren zweiten Schöpfer tief und liebevoll an. Sie weiß es, das Bild im Herzen ist himmlischer, als alle irdischen, aber ein göttliches Gefühl läßt bei diesem Gedanken ihre Wange nicht höher erröthen. Die Liebe, theurer Freund, ist gewißlich der erste Maler gewesen, sie allein trifft das Aehnliche. Aber diesem Lichte mischt sich auch Schatten bei, und ihre hellsten Farben dunkeln nach, wie Oelgemälde.

Es geht ein finsterer Geist durch unser Haus — Gott gebe, daß das Schicksal nicht schleunig ende! Der Zwiespalt zwischen dem Präsidenten und seiner Frau tritt, trotz dem

scharf beobachteten Anstande, immer greller hervor, und giebt dem Zusammenhange der Familie etwas Gespanntes. Es müssen wirklich Störungen vorgefallen sein, von denen die Andern, außer den beiden Hauptpersonen, nichts wissen.

Als Suzon vor einigen Tagen der Jungfer eine Arbeit auftrug — (seit ihr Herz beschäftiget ist, überläßt sie sich einem süßen Nichtsthun) entschuldigte sich das Mädchen und sagte naiv: „Ich kann nicht, wie gern ich auch wollte. Gnädige Frau veranstalten ein großes Vergnügen, da ist mir jeder Augenblick eingetheilt.“

Ich mußte schmerzlich lächeln über diesen Ausdruck, der, in Einfalt gewählt, der richtige war. Das Wort „Anstalt“ setzte etwas Zwanghaftes, Unnatürliches voraus, wobei ich zunächst an Erziehungsanstalten denke; dagegen Sie vielleicht die Strafanstalt Ihres Schwagers in Spe — im Sinne haben. „Und man fühlt Absicht, und man ist verstimmt —“ sagt die innere Stimme bei Allem, was uns aufgedrungen wird. Nur im Gefühl der Freiheit wird Freude — diese beste Gabe! nie verschmäht. —

Madame Adoly ist weniger gegen die leidenschaftliche Erregung Suzons, als ich gedacht hätte. Vor ein paar Tagen sprach sie mit mir darüber: „Fiorde ist ein liebenswürdiger Mensch, und sind auch seine Verhältnisse ein wenig ungewiß, so scheint doch sein Charakter entschieden und sein Sinn fest zu sein. Wie viel besser ist dies, als der entgegengesetzte Fall! denn von Innen heraus bildet sich das Leben. Suzon mag die Stärke ihrer Liebe an den Hindernissen prüfen, die sie zu überwinden haben dürfte, ehe sie zu ihrem Ziele gelangt. Die Zeit thut viel für unsere Wünsche, wenn sie unsere Wünsche bleiben — und zuletzt ist es kein

so großes Unglück, wenn auch ein Mädchen nicht allzufrüh heirathet."

Wie kam es nun, daß ich mir das Urtheil dieser Liebe aus diesem Munde anders vermuthet? Irrt man doch meistens in der Voraussetzung individueller Ansichten! — Auch in Beziehung auf Sulamith bin ich nicht völlig mit Madame Adoly einverstanden. Sie hält es für kein Glück, daß Mitha Suzon gleich gehalten werde, was doch gar nicht der Fall ist. Sie ist dem lieben Kinde wohl gut, aber gleichgültiger, als es von diesem warmen, schönen Herzen zu erwarten wäre, gegen solch ein Gemüth.

Wie unbegreiflich fein sind doch die Fäden, von denen unsre Zuneigung abhängt! dieser geheimnißvolle Zug der Seele, dem kein menschlicher Wille Stimmung geben kann, so daß sein leisestes Berühren einen Ton von Lob und Liebe weckt! — Die stärksten Bindemittel von Außen sind nicht stark genug, eine schlaffe Meinung zu verhindern und den Mangel jener einzig anziehenden Kraft zu ersetzen. Eugen (so heißt der junge Adoly) scheint williger und wärmer, als seine gute Mutter, Sulamith anzuerkennen. Und wer weiß, ob nicht ein leises, unwahrnehmbares Gefühl dieser Voreingenommenheit ihres Sohnes Madame Adoly abhält, hier so gerecht zu sein, als wohl sonst?

„Sie allein haben einen offnen Blick für die Vorzüge dieses Mädchens —" sagte er gestern zu mir.

„Jetzt nicht mehr," antwortete ich lächelnd, „es haben sich noch ein Paar Augen für diese schöne, liebe Seele gefunden.

Die seinigen leuchteten mich freundlich an, und ein leichtes Erröthen der Beschämung flog über seine männliche Wange.

Mit den beiden jungen Männern ist gerade kein Friedensengel in das Haus gekommen. Es setzt oft Streit, und in der Regel, wenn wir zu Tische sitzen. Der Präsident verlangt von seinem Sohne dasselbe Interesse für juristische Angelegenheiten, für Staats-Interessen und Staats-Papiere. Er mißt ihn nach seinem Maße und beseufzt den trägen Trieb, der ihm schwerlich zu raschen Fortschritten förderlich sein dürfte, indem Jener an die höchsten Berge denkt, mit dem Gelüst, so hoch als möglich zu steigen, und von Kunstschätzen mit einer wahren Bezauberung des Geistes spricht. Dies reizt den Vater oftmals zu Spott, und die wunde Empfindlichkeit des Sohnes vergißt dann wohl, daß das Blut dessen, der ihn beleidigte, in seinen Adern fließt.

Jüngst — es war auch bei Tische — als der Sohn eine Statue der Galatee beschrieb, sichtlich entzückt von dieser Vorstellung, sagte der Präsident mit einem schneidenden Lächeln: „Wie es scheint, so hast Du Deinen Beruf verfehlt, mein Sohn! Du hättest Bildhauer werden sollen.“ Eugen ward bleich wie Marmor. „Meines Vaters Herz ist von Stein —“ murmelte er vor sich hin, und unwillkürlich dachte ich, wie es die Glückseligkeit eines edeln Wesens zermalmt hätte.

An demselben Tage noch ließ eine Dame sich mit ihrem Sohne bei dem Präsidenten melden, und wurde im Gesellschaftszimmer des Gartens angenommen. Der junge Mann, auch Jurist, hatte eine vortheilhafte Anstellung erhalten, aber in dem weit entfernten W—, und seine Mutter bat den Präsidenten mit Thränen, daß er wo möglich wieder hierher versetzt würde.

Darüber wurde nun gegen Abend bei Madame Adoly gesprochen. Diese äußerte ihr Bedauern für den Schmerz

der Mutter, deren Verhältnisse nicht gestatteten, dem Sohne zu folgen.

„Aber, liebe Mutter, bedenke doch!“ entgegnete Eugen, „welcher Mensch kann seine Angehörigen alle um sich haben? und wäre es denn auch immer ein Glück?“ Das schärfste Gefühl ihrer Meinung lag in dieser Frage.

„Was müßte denn der junge Mann sein, daß dem Wunsche der Mutter Genüge geschähe, ihn behalten zu können?“ fragte Madame Adoly mit schüchterner Theilnahme, und wie außer der Welt.

„Nichts müßte er sein!“ antwortete ihr Sohn entschieden. Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte er: „Es ist wohl zu beklagen, daß der Mensch Etwas sein muß, während man die erste Aufgabe des Seins für nichts achtet, seine unsterbliche Seele, dies ewige Kunstwerk Gottes, für einen höheren Beruf auszubilden. Die göttliche Kunst erscheint den Blöden als ein Entbehrliches, um das es sich nicht der Mühe lohnt — und selbst die baren Erwerbungen der Künstler verdanken ihren Werth, nach der Meinung sogenannter reeller Leute, einem Zauber, der früher oder später das Gewonnene wieder in gemeinen Sand verwandeln wird.“

„Es ist zuweilen auch wirklich so, mein Sohn —“ sagte Madame Adoly sehr sanft.

„Zum Leben braucht man doch Etwas —“ sagt meine gute Mutter im bescheidensten Sinne ihrer genügsamen Bedürfnisse; aber es stehet geschrieben: „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein.“ —

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, innigst wohl!

Denken Sie meiner zur besten Stunde, mit der Versicherung Ihres Wohllebens wie des Wohlwollens für

Ihre herzliche Freundin
Minna.

Achtunddreißigster Brief.

Minna an ihre Mutter.

H—., den 1. Juni 18—.

Vergieb mir, meine gute Mutter, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe! Dein letzter, lieber Brief, der mich unbeschreiblich erquickte, hätte wahrlich! eine frühere Antwort verdient, als diese verspätete; aber wie innig und unausgesetzt meine Gedanken zu Dir strebten, wie oft ich mich auch anschickte, sie Dir mitzutheilen, so ließ bald ein äußeres, bald ein inneres Abhalten mich nicht dazu kommen. Doch darfst Du außer Sorgen um mich sein; ich bin gesund, wenn auch zuweilen krank an Sehnsucht nach Dir, Du Beste! nach vergangenen Zeiten, die nicht mehr wiederkehren, nach einer Heimath, die wohl nirgend gefunden wird für ein Herz, dessen Stütze im Himmel ruht. —

Wenn Fiorde nicht hier wäre, wenn mein jungfräulicher Stolz sich nicht gegen den Gedanken empörte, vor ihm zu fliehen — wenn Sulamith mich nicht bände, der ich, wenn nicht nützlich, doch zum Trost sein kann — wenn mein Antheil an Madame Adoly weniger innig wäre, ich würde

jetzt jedenfalls um meine Entlassung bitten. Ich finde täglich mehr, wie schwer es ist, sich einem Hause verpflichtet zu fühlen, dessen innerste Zerrüttung gar keinen geordneten Zusammenhang zuläßt; wankende Umstände geben stets nur eine unsichere Stellung.

Höre, geliebte Mutter, was ich gestern erfahren! — Wir hatten eine kleine Gesellschaft, die aber zeitig nach der Stadt aufbrach, weil ein Gewitter im Anzuge war. Mitha schläft bei mir, und ich wartete ihrer in unserm gemeinsamen Schlafgemach, denn schon im Garten hatte ich sie vermißt. So lag ich am Fenster und schaute in die finstern Wetter der Frühlingsnacht, welche die flammende Geißel der Blitze nach allen Seiten hin schwangen, indeß ein leiser Regen herabrieselte, und köstlicher Duft labend emporquoll. Endlich kam Mitha; ihr Kleid war zerdrückt, in ihrem nassen Haar hingen grüne Blätter, sie sah blaß aus wie ein Geist, und ich hielt ihr verstörtes Gesicht für eine Erscheinung der Gewitterfurcht. „Ach!" sagte das arme Kind, „ein ganz anderes Gewitter hat mich in Furcht und Schrecken versetzt, und es ist mir in alle Glieder geschlagen." Worauf sie mir Folgendes erzählte: Sulamith erhält von Frau von Adolt um einer unschuldigen Ursach willen eine harte Rüge, wie es nicht selten geschieht; denn die, denen selbst nicht wohl ist, thun Andern am öftersten wehe. Mitha entfernt sich beschämt und gekränkt — es ist kurz vor dem Weggehen der Gäste — und setzt sich in die finstere Laube, wo sie ein paar Thränen vergießt. Der Schlaf schleicht leise über die Augen, die sie vor dem Wetterleuchten schließt; auch sagt Sulamith, der starke Duft des Gartens habe sie betäubt. Sie erwacht — vom Donner? Nein, gute Mutter! von der grollenden Stimme des Präsidenten, der seiner

Frau im Vordergrunde der Laube heftige Vorwürfe macht. Vielleicht waren Beide vor dem Regen da hineingetreten, der nun stärker zu rauschen anfängt, so daß sie genöthiget sind, innerhalb dieser Wände, die ein Paar kleine Ohren haben, Schlag auf Schlag fallen zu lassen. Mitha hat schon zu viel gehört, als daß sie sich bemerkbar machen dürfte. Der Präsident nennt sich einen ruinirten Mann. Es sind bedeutende Rechnungen eingelaufen, die er längst getilgt wähnte. Diesen Morgen ist der Hausarzt bei ihm gewesen und hat die Verschreibung für eine Schuldsumme von tausend Thalern nachgewiesen, die er nunmehr zurückfordert, weil er sie zur Verheirathung seiner Tochter bedarf.

„Deßhalb," sagt der Präsident, „war die Liquidation stets von Belang, wenn es auch unser Herrgott gnädig mit der Krankheit machte; der Doctor hat die Procente in Anschlag gebracht. — So muß ich Alles doppelt bezahlen, weil Du Nichts bezahlst. — Wen ich ansehe, der ist Dein Gläubiger! deßhalb kann ich keinen Glauben mehr an Dich haben."

Frau von Adoly vertheidiget sich gewandt. Sie sagt: „Wer ein Haus standesmäßig ausrichten müsse, ein Haus voll Menschen, der bedürfe viel." Der Streit wird immer heftiger. Sie wirft ihm vor, er wolle für die personificirte Humanität gelten, dieser Ruhm sei aber nicht wohlfeil zu haben. Nur zu deutlich weis't sie auf Mitha, wagt aber doch nicht, den Candidaten anzugreifen.

„O schäme Dich, Caroline!" sagt der Präsident in edelm Zorn, „ich habe längst bemerkt, daß Sulamith Dir ein Dorn im Auge ist. Aber wisse! nur an der Hand eines Mannes, dem ich sie ausgestattet übergebe, zieht sie aus

meinem Hause.“ Hier verliert Frau von Adoly die Haltung. „Aus Deinem Hause?“ fragt sie schneidend.

„Ich weiß, was Du sagen willst —“ antwortet kaum mehr seiner mächtig ihr Gemahl. „Mein ist nichts, als eine Unsumme bitterer Selbstvorwürfe.“

„O! die theilen wir wenigstens,“ erwiedert Frau von Adoly, „wie zu tausend Malen bereute ich es schon, Dich einer besseren Wirthin beraubt zu haben. Damals fandest Du meine liberale Weise schön; die Zeiten ändern sich, heute findest Du sie tadelnswerth. Und die Erbschaft von Madame Adoly wiegt in der Wagschale ihrer Vortrefflichkeiten mit.“

Und so fort, meine Mutter. Sie sagen sich die entsetzlichsten Dinge. Dicht wie Hagelkörner, die jeden Halm von Hoffnung verwüsten, fallen Worte von Scheidung hinüber und herüber. Endlich schließt der Präsident damit, daß er spricht, es müsse nun einmal zu einem ordentlichen Arrangement kommen. —

Und während dieses Streites unter dem Murren des Donners lag Madame Adoly vielleicht in friedsamem Schlummer, und kein Traum jener stürmischen Scene schwebte ihrer beruhigten Seele vor. Und hatten wir gestern nicht den letzten Mai? Und am letzten Mai war es einst — vor wie viel Jahren weiß ich nicht — als Madame Adoly ein ganz anderes Gespräch hier belauschte! Hätte sie damals in die Ferne hinaus hören können, es würde anders gekommen sein. Darum — o meine Mutter! sollten wir der ewigen Stimme in uns nur allein folgen und uns durch nichts Aeußeres irre machen lassen.

Ich hatte wohl zu trösten an Sulamith. Sie weinte die halbe Nacht hindurch, und konnte sich nicht zufrieden geben. Morgen am Tage wollte sie die Großtante flehent-

lich bitten, dem Präsidenten in dieser Verlegenheit zu helfen; ich dachte wohl bald, es hilft nichts; aber ich wollte die arme Mitha für diesen Versuch nicht entmuthigen. Sie wünschte, daß ich ihr darin beistehen möchte, und ich versprach es ihr.

Als nun heute Vormittag Frau von Adoly ihrer Tochter während des Malens Gesellschaft leistete, und also fest saß — ging ich mit Sulamith hinauf, aber nicht zur glücklichsten Stunde! —

Wir trafen die Großtante sehr übel gestimmt; ihr Aussehen verrieth eine heftige Aufregung; die Bäckchen waren mit einem ängstlichen Roth gefärbt, und in den erloschenen Augen glomm ein Funke Temperament. Also sichtlich noch in Hitze sprach sie: „Ich habe einen Aerger gehabt, liebe Kinder, einen Schrecken — man möchte nur gleich den Tod davon haben. Da gebe ich, Du weißt es, Mitha, dem invaliden Matrosen Fantoh ein Monatsgeld. Ich freute mich immer auf den Tag, wo er es sich zu holen pflegte. Wir schwatzten vom Wetter, er erzählte etwas Neues aus dem Hafen, und war mir eine lebendige Schiffszeitung. Ich schenkte ihm ein Gläschen Rum und ein paar Groschen über das Ausgesetzte zu Taback. Nun begegnete der ehrliche Mensch der Frau Präsidentin auf der Treppe, und Leuten, die so allen Stürmen stehen müssen, ist es wohl zu verzeihen, wenn sie auf glatten Bohlen und weichen Decken ein wenig unbehülflich sind. Der Fantoh verliert, indem er höflich grüßt, das Gleichgewicht und stürzt ein paar Stufen hinunter. Die Dame stößt einen Schrei aus, spricht von Betrunkenen, und daß es nach Theer rieche, wie in einer Strandkneipe. Bald darauf wird er krank und schickt seine Schwägerin, die ihn verpflegt, die kleine Pension zu holen.

Diese aber wird abgewiesen, mit dem Bedeuten, Bettelvolk werde im Hause des Präsidenten nicht geduldet. Mir sagte man, der Fantoh wäre gestorben, und als der letzte des Monats kam, beweinte ich den Matrosen wie einen letzten Freund. — Heute —" fuhr die gute Alte fort, „sitze ich ich in Gedanken, da klopft es, und — wer tritt herein? Fantoh! ich denke seinen Geist zu sehen. „Es geht wieder mit frischen Segeln, wohledle Frau!" sagte er. Dabei erfahre ich, was man sich gegen ihn, wie gegen mich erlaubt hat. Aber bei meinem Neffen werde ich klagbar deßhalb einkommen. Will er mich nicht schützen, sind meine Freunde ihm zu schlecht, so verlasse ich sein Haus. Das wären mir Anverwandte!" Sulamith sah mich ängstlich an, ich wagte einige begütigende Worte. Aber die Großtante war noch zu erbittert, und also taub dafür. Sie ließ mich kaum ausreden, und sprach: „So etwas wühlt mir mein altes Herz auf, in das ich Ruhe und Stille von Gott erbitte. Wenn ich des Nachts liege und darüber nachdenke, wie es hier einmal werden soll — ich schlafe hier nicht auf Rosen! lieber schliefe ich in einer Hängematte, und setzte den wüsten Sturm zu meinem Erben ein. —" Nach und nach fand Mitha die Sprache für ihr Anliegen. „Damit komme mir nicht, mein Töchterchen!" sagte die Matrone fast erzürnt. „Eher versenkte ich den Geldkasten dort in das Meer, wo es am tiefsten ist; er fände eher Grund, als in den Händen der gnädigen Frau. Wer sich nicht nach der Decke streckt — muß sich bloß geben. Sie mag baden in dem selbstgemachten Kummer, und es gereicht Dir zur Ehre, gutes Kind, die Du so oft das Bad ausgießen mußt, daß Dein Auge darum naß wird."

Wirklich waren der armen Mitha Thränen in die Augen

gedrungen, als sie sich mit ihrem Zutrauen abgewiesen sah. — Wenn es die Gelegenheit giebt, werde ich mit Madame Adolf sprechen.

Es ist nicht gut sein, theure Mutter, in einem Hause, wo es so steht. Der Luxus, dessen man theilhaftig wird, ladet dem Zartgefühl die Last der Mitschuld auf, und Alles, was nach Aufwand schmeckt, nimmt für die Feinempfindung eines reinen Sinnes etwas Bitteres an. — Die Freude an irgend einem Genuß ist verdorben. —

Jetzt erst, geliebte Mutter, erkenne ich den Segen der Ordnung, den ich unbewußt genossen. Nimm meinen Segenswunsch dafür! — Ich dächte, was meinst Du wohl? mit einem Schuldenbekenntniß gesteht die Frau zugleich ein, daß der Besitz des Geliebten ihre ganze Seele nicht ausfülle. Die Liebe ist genügsam und lebt aus dem Vollen. Eine Frau, die den Namen ihres Mannes ehrt, scheut sich, ihn unter eine Verschreibung zu setzen; er darf nur in ihrem Herzen stehen. Und so dürfte der Präsident Recht haben, wenn er sagt, die Gläubiger seiner Frau hätten ihm den Glauben an sie genommen.

Empfiehl mich, ich bitte, dem Oberconsistorialrath mit der Versicherung meiner Hochachtung. Dein Wohl, Du treue Mutter, empfehle ich dem lieben Gott! und Deiner Liebe das Andenken

Deiner Minna.

Neununddreißigster Brief.

Die Mutter an Minna.

Osterfriede, den 10. Juni 18—.

Wie gern, mein herzallerliebstes Kind, hätte ich Dir schon früher geschrieben! aber ich habe jetzt alle Hände voll zu thun, mich eines armen, lieben Geschöpfes tüchtig anzunehmen, was unser Herrgott bisher geführt hat. So kann ich kaum Athem schöpfen zu einem Seufzer für Dich, mein Herz; aber ich schöpfe Hoffnung aus Deinem letzten Briefe, Du werdest ruhiger sein, und Dich selbst wiedergefunden haben, denn Du bist ja die Minna. Einer Mutter, der die Tochter dem Geiste nach über den Kopf gewachsen ist, dürfte dies zu sagen wohl erlaubt sein.

Vor acht Tagen bekommen wir unvermuthet Gäste, einen Kaufmann aus der Stadt, Namens Federlein, mit seiner einzigen Tochter. Es ist Verwandtschaft vom Oberconsistorialrath, obschon sehr weitläufig, etwa vom zehnten Gebäcke das Endchen. Dieser Herr Federlein, der eine Niederlage von Stahlwaaren hat, ist ein kleiner entsetzlich dicker Mann, mit einem Gesicht, roth und rund wie eine Feuerkugel; die Tochter, ein schönes Mädchen, aber tödlich blaß und schlank wie ein Weidenrüthchen. Wenn man den Vater ansieht und seinen Trommelbauch, der die Weste so ausspannt, daß man das Muster im Piqué nicht mehr erkennt, so wandelt einem das Lachen an, wenn man seinen Namen nur denkt, geschweige nennt; bei dem Blick auf das bleiche Mädchen möchte man weinen. Ich dächte, auf der Seite im Wagen,

wo der alte Federlein sitzt, müßte die stärkste Feder brechen; seine Tochter hingegen setzt sich auf den Buchsbaum, weil sie ihn für ein Bänkchen hält, wie die kleinen Kinder, ohne daß man merkt, daß sie ihn gedrückt hat. — Und doch ist dem armen Kinde das Herz recht schwer! —

„Herr Vetter!“ sagte der Dicke, „ich bringe Ihnen meine Tochter. Sie ist kränklich, wie Sie es ihr auch ansehen. Der Arzt hat ihr verordnet, Molken zu trinken, und den Genuß der frischen Luft. Da wünschte ich denn, Sie behielten das Mädchen ein paar Wochen hier. Auch könnten Sie meiner Constanze bei Gelegenheit das vierte Gebot erklären. Sie hat sich eine Heirathsgeschichte, aus der nun nichts werden kann, zu Gemüth gezogen.

Sieh, liebe Minna! bei diesen Worten, in einem ehernen Tone gesprochen, wird das arme Kind ohnmächtig, ich sage Dir, ganz ohnmächtig. Der Vater hatte gleichsam das Leichenbild seiner Tochter vor Augen, aber das rührte ihn nicht. Ich gab ihr Hirschhorngeist zu riechen, dem guten Solorius zitterten die Hände vor Schrecken und Angst, als er nach den schwachen Pulsschlägen fühlte, die sich gar nicht heben wollten. Eine Tasse Camillenthee könnte nicht schaden, meinte ich, denn ich hielt es für Herzkrampf. Endlich erholte sie sich. Thränen flossen unbewußt an dem zarten Kinn hinunter, die Ader hüpfte sichtbar an dem schneeweißen Halse — es war ein so sanfter Schmerz — ach meine Minna! wie viel leidet doch ein armes Mädchen auf der Welt! — Die Kniee zitterten ihr so merklich, daß das weiße Mousselin-Kleidchen bebte, wie eine Blüthe im Winde. Wie sie nur wieder auf ihren Füßen stehen konnte, führte ich sie ein wenig in die Luft, und später habe ich den Grund ihrer tiefen Niedergeschlagenheit erfahren.

Die Sache ist kürzlich diese. Herr Federlein hat einen Geschäftsführer, der seine rechte Hand, dieses Zutrauens auch sehr werth, jedoch ein Mann ist von schroffen Seiten und reizbarem Charakter. Der Alte seinerseits ist auch oft unlustig, weil ihm die eigene Schwerfälligkeit zur Last wird, und so gerathen sie geschwind einmal zusammen. Die junge Frau Jenes aber, ein gewandtes Weibchen, bringt Alles wieder ins rechte Gleis, und hat ein bewundernswürdiges Talent, den Principal bei Gutem zu erhalten. —

Nun will Herr Moost, der Buchhalter, Urlaub haben auf ein paar Monate zur Hochzeit seiner Schwester — denn die Heimath ist weit, weit von hier! — Der Alte macht Schwierigkeiten, das verdrießt den treuen Geschäftsfreund, sie erzürnen sich gegenseitig, und es giebt einen harten Strauß, wobei der Verstand des Herrn Federlein zur Decke hinausfliegt. Genug, es kommt zum Aeußersten, und die Beiden trennen sich in bitterm Groll.

Wie von Gott gesendet, erscheint noch an demselben Tage ein junger Kaufmann aus Z—, der dieses Geschäftes nicht unkundig ist, den der alte Federlein auf der Stelle in Pflicht nimmt, obgleich der Holdger — so heißt Jener — ein Anderes im Sinne hatte. — Ihr Vater — so versichert mich Constanze — hätte ihm lieber augenblicklich Procura gegeben, um sich selbst zu überzeugen, daß der Moost zu ersetzen sei. Der Tochter Herz und Zutrauen scheint dieser hübsche Ersatzmann übrigens nicht minder schnell gewonnen zu haben. Die Leutchen tauschen mit des Vaters Wissen und Willen das Wort der Liebe, nur ein paar Jährchen sollen sie noch warten, bis dann Herr Federlein seinem Schwiegersohn die Handlung übergiebt, was er — ich weiß nicht mehr warum — früher nicht kann. Nun stirbt zum größ-

ten Unglück der älteste Bruder des jungen Holdger am Nervenfieber. Der Hingeschiedene hatte seiner Mutter, die Wittwe ist, ein bedeutendes Handlungsgeschäft in Z—. kindlichtreu geführt, und war ein Vater und Versorger seiner jüngern Geschwister gewesen, ein halbes Dutzend an der Zahl, wenn wir den Geliebten der armen Constanze dazu rechnen. Dieser soll nun an den Platz des Verstorbenen treten, wie sich von selbst versteht; in diesem Falle aber will ihm der Alte die Tochter nicht geben. Holdger ist seiner Pflicht gefolgt — und die Liebenden sind nun getrennt. — Hier, mein Kind, hast Du die ganze Begebenheit. —

Gegen Abend fuhr Herr Federlein wieder ab. Seine Tochter bleibt einstweilen bei uns; ihre Sachen kommen nach.

Kaum habe ich den Oberconsistorialrath so mißmüthig gesehen, als über diese Geschichte. Als er sich in seinen Schlafrock wickelte, sagte er: „Wo könnte der Mensch nur Ruhe haben, so lange er lebt auf der Welt! Der alte Gellert hat wohl Recht, wenn er spricht: Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld in Kummer und in Ungeduld!“ — Was das für ein Tag war, der heutige! Ich falle aus den Wolken über diesen Besuch, der nur gleich in Ohnmacht fällt, gleichsam mit der Thür ins Haus! — Mir stockte selbst das Blut, als ich das arme Kind so blaß vor mir liegen sah. Der Herr aber hat dem Federlein das Herz verstockt, wie weiland dem Pharao, daß er erst den Most nicht wollte ziehen lassen — dann die Tochter dem gelobten Lande vorenthält, wohin ihre Sehnsucht geht. Er soll sich in Acht nehmen, der Vetter! Sonst führt ein Freier sie hinweg, dem er sie nicht wehren kann. Das habe ich

ihm auch gesagt. Ich soll's mit Religion zwingen — verlangte er von mir. — Das Göttliche aber läßt sich nicht handhaben wie ein Eisenbrecher — und ich fürchte, ich fürchte! des Mädchens Herz ist schon gebrochen! — Ach Frau Bergener!" seufzte er recht kläglich, „nun haben wir wieder Siechthum und Schwermuth im Hause! Das ist nicht leicht zu tragen für Diejenigen, die dabei betheiligt sind. Und das kranke Herz eines jungen Mädchens nimmt in der Regel keine gesunde Vernunft an." —

Der gute Solorius! Was wissen die Männer von Liebeskummer! sie machen ihn bloß. Das dachte ich bei mir im Stillen. — Das arme Wesen dauert mich in der Seele; wer aber trösten will, darf nicht wie ein großes Wasser kommen, so daß es über alle Bäume steigt, und die, welche in Jammer zu versinken glauben, sich nicht zu retten wissen vor Redensarten, die doch seichte sind, und uns noch wüster lassen, als zuvor. Der Trost ist eine Quelle, die sehr leise rinnt. Und es kommt nur auf das Wort an, das auf den Grund dringt. So erinnere ich sie — die Constanze Federlein — zuweilen, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, und daß Treue und Geduld — da sie entschlossen ist, dem Liebsten treu zu bleiben — zuletzt Alles überwinden.

Sie schreibt viel, und meistens mit nassen Augen. Dabei sieht sie oft so traurig auf von dem Papier, wenn die Tauben an ihrem Fenster sich schnäbeln, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Ich weiß, daß sie ihnen wohl gern das Briefchen an den Hals bände, auf daß es der Post zuvoreilte und in die Hand des fernen Freundes käme.

Und Der da oben, dessen Gedanken höher sind als unsre

Gedanken, schreibt unsichtbar Versicherungen unendlicher Treue, und macht die Lüfte zu seinen Boten, die warmen Sommerlüfte, welche die Thränen der Traurigen und Betrübten so geschwinde abtrocknen! — Stände unser Glaube fester, und die heilige Schrift lebendig in unserer Seele, so gäbe der Flügel einer Mücke uns den Geist der Zuversicht; und was der Leidenschaft das Herz durchbohrt, wäre nur ein Mückenstich für die Liebe.

Constanze grüßt Dich freundlich, wenn auch unbekannter Weise. Sie thut sehr zutraulich zu mir, und das thut mir wohl; ich denke dabei an mein Töchterchen. Das Mädchen ist reich — die einzige Erbin eines großen Vermögens, und wenig Freude hat sie zu hoffen! Du würdest nicht mit ihr tauschen. Sie hat mir eine köstliche Scheere geschenkt, von blankem Stahl mit Gold eingelegt; ich weigerte mich der Annahme, indem ich sagte: Alles, was scheidet und trennt, dürfe nimmer eine Gabe der Freundschaft sein. —

Lebe wohl, beste Minna! Du mein bestes und einziges Eigenthum! — Auch des Todes Sense schneidet den Faden meiner Liebe für Dich nicht entzwei. Es hält fest an Dir

Deine treue Mutter
Christine Bergener.

Vierzigster Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 15. Juni 18—.

Theure Mutter!

Du glaubst nicht, mit welchem Interesse ich Deinen letzten Brief gelesen habe, den ich heute erhalten. Ein wenig Eifersucht — auf daß ich es nur aufrichtig gestehe — hat nächstdem Antheil an dieser raschen Antwort. Du vergißt Deine Minna doch nicht, mein Mütterchen, die, wenn auch nicht so liebenswürdig, wie diese Constanze, welche ihr guter Geist Deinem Herzen empfohlen, doch nicht minder, vielleicht mehr noch, liebebedürftig ist? — Ach! es ist ein schmerzlicher Irrthum, daß ein Mädchen, welches beschränkte Menschen geistreich nennen, keiner Liebe, keiner Theilnahme bedarf, während man diejenigen in Schutz nimmt, die ihre eigenen Kräfte nicht anwenden, und sich immer auf die Mittel einer gefälligen Hülfe verlassen. Verstehe mich doch recht, meine Mutter! damit will ich auf keine Weise etwas gegen die arme Constanze gesagt haben, der ich Deine tröstende Nähe gönne und das schwesterlichste Mitleid zolle. —

Kaufmannstöchter sind wie Königstöchter schlimm daran. Diese sind der Krone, jene der Firma verpflichtet; was aber haben Politik und Speculation mit der Liebe zu schaffen, die doch allein frei Hand haben sollte, das Glück des Lebens zu vergeben! — Dessenungeachtet, obschon die Tochter des stählernen Herrn Federlein ihre schönste Hoffnung gleichsam zerbrochen sieht — ist sie doch, im Vergleich mit Tau=

senden unseres Geschlechts, eher zu beneiden, als zu beklagen. Sie weiß sich doch geliebt! und nur einem Pflichtgefühl aufgeopfert — wenn ich so sagen dürfte — um deßwillen sie den Geliebten nur noch höher achten muß. Wie aber, wenn die innigste Liebe sich um schnöder Leidenschaft willen, aus Selbstsucht verlassen sieht? Ich denke dabei an Madame Adoly. Die Trennung der äußern Verhältnisse ist keine, wo Herz und Sinn an einander halten. Und so ist in diesem Falle der Schmerz nur ein sanftes, leichtes Entbehren, welches durch die innerste Gewißheit aufgewogen wird. Den Geliebten treu zu wissen, auch treu dem, was er für Recht erkennt — dies kann so schwer nicht sein, auch wenn es als der eiserne Wille der Nothwendigkeit ertragen werden müßte. Ich sorge daher nicht, Du, meine Mutter, wirst die betrübte Constanze schon zu beruhigen wissen.

Weißt Du, woran ich am tiefsten fühle, daß ich Dein Kind bin? An dem Trostbedürfnisse Deiner lieben treuen Worte, so oft ich mich aufgeregt finde. Dabei ist eine dunkle, traumähnliche Erinnerung in meiner Seele: der Augenblick, wo zum ersten Male meine Wiege stillstand. Du hast mir erzählt, der Vater habe mit männlicher Hand die Bogen von der Wiege gebrochen, weil Du sie zu lange im Schwunge gehabt. Das einzige Kind genießt alles länger, als in der Mehrzahl, und ein kleines Geschwister, wenn es dem Kleinsten die Wiege räumen muß, um groß und weit in einem Bettchen zu schlafen, empfindet schon das Weh der Verdrängniß. Damals mag eine Ahnung der Selbständigkeit in mir geschlummert haben; denn Du sagtest, ich habe Dich verwundert angesehen und weinenden Auges die Bitte gestammelt, Du möchtest mir etwas singen. Sieh, meine

Mutter! so oft ich nun ein Stillstehen innerster Art empfinde, dämmert jenes erste Schmerzbewußtsein in mir auf, und ich denke, wenn ich nur Deine Stimme vernähme, dann würde ich mich zufrieden geben. — So denke ich mir die heilige Kinderunschuld in dem Genius eines Dichters. Würde nicht, — hat die Welt ihm etwas entzogen, und bei dem Eingriff der Menschen in seine zarten Träume, — jeder Gram schweigen und zur Ruhe werden, wenn die schöpferische Kraft in ihm, die Mutter all seiner Gedanken, ihm ein leises, liebes Lied sänge? —

Hier ist die Wirklichkeit sehr unangenehm zu Hause. Der Grundton der Gemüther ist tief verstimmt, und so giebt es nur eine widrige Spannung voller Mißklänge. Der Präsident ist sichtlich verstört, und Frau von Adoly hat seit einiger Zeit auffallend gealtert. Die Feinheit des Benehmens ist verschwunden; durch die gelegentlichsten Aeußerungen der Eheleute blickt roher Verdruß. — Man spart mit Worten, als solle dabei etwas herauskommen, und häuft Vorwürfe. Vor einiger Zeit kommt der Präsident aus dem Collegio, und trägt sein feines Stäbchen, über dessen goldenem herzförmigen Griffe eine graue Spinnewebe niederhängt, in der Höhe wie eine Trophäe. „Wer etwa Wunden hätte, dem könnte ich dienen —" sagt er mit einem schneidenden Lächeln, und bemüht sich das zerissenene Netz zu fassen, was aber sogleich in eine kleine Wulst zusammensinkt. „Wo nicht," setzte er hinzu, „so muß ich den Fund hier nur für mein eigenes Herz behalten." Und dabei wollte er das Gespinnst wieder über den goldenen Stockknopf ziehen; es zerriß aber vollends an den Ringen seiner Finger. Gewiß es lag in diesem kleinen Spiele etwas Hämisches. Frau von Adoly ward blutroth. Sie sagte, kein Domestik sähe je-

mals auf das, was ihm obläge und der Präsident antwortete kalt: „Es ist kein gutes Zeichen, wo die Spinnen überhand nehmen, die Ordnung nimmt dort gewöhnlich ab. —“ Jüngst hatten wir drei Tage hinter einander dasselbe Gemüse, Kohlrabi. Suzon bemerkte es, und ihr Vater sprach mit Schärfe: „Deine Mutter hat so mannigfaltig zu sorgen und so viel Anderes zu berichtigen, daß unser Geschmack sich wohl einfach behelfen kann, und die geringe Beachtung des Küchenzettels sehr zu entschuldigen ist. —“ Der Präsidentin schossen Thränen in die Augen. Das kleine, grüne Rübenkrönchen, welches sie schon auf die Gabel genommen, sank herab auf den Teller. Ich sah es mit einem so traurigen Gefühl, als wäre ihr die Krone der Ehren vom Haupte gefallen. Wir alle standen schweigend auf. Frau von Adoly hatte früher schon den Tisch verlassen. Den Nachmittag war ich bei Madame Adoly. Das Gespräch führte nur allzubald auf diesen Gegenstand. Von jener Scene, deren Zeugin Sulamith gewesen war, hatte ich ihr bis dahin nichts gesagt, nun aber konnte ich — einmal im Zuge — dem Drange der Mittheilung nicht länger widerstehen.

Madame Adoly sah mich hierauf an. In ihrem bleichen Gesicht war ein Flammenschein von Angst und Gluth nach ein paar Augenblicken wieder verschwunden. Mit einem tiefen Seufzer sagte sie: „Es befremdet mich nicht, was ich von Ihnen höre — ach! ich weiß wohl mehr, als dies. Gott allein blickt in meine bekümmerte Seele. Frau von Adoly weiß jetzt nicht, wo aus — noch ein? — Dahin mußte solch ein rücksichtloses Treiben endlich führen. Die Forderung des Doctors ist bei weitem noch nicht Alles. Sie hat es schlau anzustellen gewußt, daß der ehrliche Hahn ihr sein kleines Vermögen in die Hände gegeben, und dies

mit der Zartempfindung eines Verpflichteten und Dankbaren seinem Freund und Gönner verschwiegen — bis auf den heutigen Tag. Sobald Hayn sich aber amtlich einrichtet, wird er die Hälfte oder das Ganze haben müssen. Ich thue ihr daher schwerlich zu viel, wenn ich behaupte, sie trage einen Theil der Schuld, daß dieser Mann in solcher Abhängigkeit geblieben. O diese Frau! sie verfolgt mit Schlangenklugheit ihre Zwecke, und spinnt das Netz ihrer List so fein, daß Niemand ihr leichtlich aus dem Garne schlüpft, dem sie das goldene Blut aussaugen kann. — Vergeben sie meinem zerrissenen Herzen!" fuhr Madame Adoly fort, welche bei den letzteren Worten tödtlich erblaßt war, „ich fühlte in diesem bittern Augenblick nur, wie sehr ich die Freundin ihres Mannes bin, als daß ich in seinem Unglück eine Versöhnung des meinigen finden könnte.

Was soll nun aber daraus werden? fragte ich beklommen.

Madame Adoly sah tief vor sich nieder, und ein banges Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Hier müßten Wunder geschehen —" sagte sie sehr leise; ich hörte ihr erschöpftes Gefühl; ich empfand ihren Zweifel an glücklichen und hülfreichen Möglichkeiten. „Frau von Adoly", sprach sie nunmehr mit etwas gesammelter Kraft, „scheint den Muth der Intrigue verloren zu haben, und damit wäre ihr denn freilich Alles verloren. Sie aber, liebe Minna, dürfen sich nun nicht mehr wundern über diese Schwäche — dieses Zittern. Wer den Einsturz der nächsten Verhältnisse erwarten darf, kann schwerlich jemals zu fester Ruhe gelangen. Ich habe es kommen gesehen. O! wäre ich begraben, ehe es unter Trümmern geschieht." Und Thräne auf Thräne

rollte über ihre Wange. Sie weinte sanft. Ich machte mir stille Vorwürfe, diese Gemüthsbewegung veranlaßt zu haben; ich bat sie, Hoffnung zu fassen.

„Diesmal muß es wohl zusammenbrechen," sagte sie mit einem Ausdruck von Kleinmüthigkeit, den ich noch nie zuvor an ihr gesehen, „es vereiniget sich zu viel. Eugen's Vater aber noch einmal geschieden zu wissen, dies würde über meine Kraft hinausreichen. Meine Sparsamkeit, deren Grund ich schamhaft verschwieg, brachte mich um die Zufriedenheit meines Mannes. Was aber hat ihr, die mich meines Glücks beraubte, die Verschwendung geholfen? Ich glaube, sie ist ärmer als ich. Die Zeit ist unwiederbringlich dahin — und der Verlust seiner Achtung, seiner Achtung! die mir ewig theuer, läßt ihr nur einen schmalen Rest zur Reue. Die wahre Liebe lebt aus dem Vollen, wenn sie auch sparsam ist, und am wenigsten borgt sie von falschem Glanze, sie verleiht vielmehr auch an das ärmlichste Verhältniß. Je älter Eheleute mit einander werden, um desto weniger darf äußerer Mangel eintreten, vielmehr muß die Fülle gegenseitiger Zufriedenheit jene Ueberschwänglichkeit der Jugendliebe ersetzen. Gewiß und wahrhaftig! ich bedaure die Mutter der armen Suzon."

Ich bemerkte, Frau von Adoly sähe jetzt sehr übel aus.

Madame Adoly anwortete: „Der Firniß der Welt ist unhaltbar, zumal unter inneren Reibungen. Was helfen nun alle Toilettenkünste? Jede Beschönigung verschwindet vor solchen Blößen. Es liegt ein weiblicher Stolz in der Scheu, Schulden zu machen ohne Noth — und eine Gemeinheit

darin, die Mittel der Hoffart niederer Weise zu entlehnen. Und wäre ich ein Mann, ich würde mißtrauisch gegen jedes Weibes Liebe sein, das nach Schimmer haschet."

O meine Mutter, wie lebhaft dachte ich hierbei an Dich! Ein alter Autor, Bias von Priene, sagt: „Was ist der herrlichste Schmuck des Weibes? Ein züchtiges Leben!" Liegt nicht der Stolz der Keuschheit in jenen Gesinnungen? Wenn ich also zum ersten Male eine zürnende Sprache aus diesem sanften Munde vernahm, so verlor Madame Adoly dadurch nichts in meinen Augen. Es war, als ob sie meine Gedanken erriethe; denn sie sagte nach einer Pause: „Ich bin kein Weib, wie es sein sollte. Diese Elisa, welche ihre Juwelen hingiebt für die Buhlerin ihres Gemahls, hat mich stets angewidert. Vielleicht ist Großmuth die allerzarteste Empfindung einer weiblichen Seele, weil nur der Gott in unserm Busen sie kennen und belohnen darf. Jeder Prunk ist mir verhaßt, und die Eitelkeit der Tugend am meisten, der Tugend, deren Wesen Verhüllung ist. Es giebt dagegen Sünden, deren nur die edelsten Gemüther fähig sind — die über jede Schwäche unserer Natur erheben. —"

Ach meine gute Mutter! wie reich ist doch, wer entbehren kann; und wer nur einen innersten Schatz bewahrt, leistet gern Verzicht auf das Kleinliche der Außendinge. Einer vergeudenden Hausfrau aber — ich habe es erfahren — wird selbst ein unschuldiges Gemüse zum jüngsten Gericht. Schreibe mir nur bald wieder, geliebte Mutter, ob Du gesund bist, und wie Constanze sich unter Deiner Obhut befindet. Grüße sie bestens von mir. Tröste mich auch

ein wenig, denn nicht alle sind stark, die es scheinen — und den Ohnmächtigen hilft Gott am ersten. Lebe tausendmal wohl; und wenn Du daran denkst, wie theuer mir Dein Leben ist, so liebst Du, wie ich es wünsche und bitte,

Deine Tochter
Minna.

---

ein wenig, denn nicht alle sind stark, die es scheinen — und den Ohnmächtigen hilft Gott am ersten. Lebe tausendmal wohl; und wenn Du daran denkst, wie theuer mir Dein Leben ist, so liebst Du, wie ich es wünsche und bitte,

Deine Tochter
Minna.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 66

Hannover 1843

P.o.germ. 571 s-63/68
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014603-6